

1922
Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben

Hallwachs

Sonderausgabe:
Graudenz und Thorn



7/19116

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin
3. Jahrgang 1922

Heft 1

Dresdner Bank in Danzig

Langermarkt 13

Telefon 4015 und 1609

Strumpfhaus Gerson

Danzig

Heilige Geistgasse 135 (am Stodentor)

**Größtes Spezialhaus
im Freistaat**

Bekannt günstigste Bezugsquelle für
Strumpfwaren, Handschuhe
Trikotagen, Wollwaren

Spezialität: Seidene Damen-Strümpfe

Extra-Engros-Abteilung



Für Wahrheit und Gerechtigkeit!

In vier Wochen 13 Auflagen
verändert und erweitert bis zur 20. Auflage

Der Kronprinz und sein wahres Gesicht

Unpolitische Dokumente eines
Augenzeugen von Carl Lange

Seheftet 10. — M., Halbleinenband 15. — M.

Weserzeitung. — Ein Mann, der dem Kronprinzen menschlich nahe stand und als Publizist über ein abgeklärtes Urteil verfügte, Carl Lange, der Herausgeber der Ostpreussischen Monatshefte in Danzig, hat es gewagt und ein aufrehtes Bächlein über unseren Kronprinzen veröffentlicht, das nicht nur mit allen Lügen über Friedrich Wilhelm wahrheitsbeweisend aufräumt, sondern auch ehrlich die kronprinzlichen Fehler bekennt. Paul Burg (Schauinsland)

Reichsbote, Berlin. — Feinde der monarchischen Staatsordnung werden den Spiegel der Wahrheit hier finden, denn Lange räumt mit den Verteilungen auf und zeigt den Kronprinzen, wie er in Wahrheit ist. Möge das Buch in weite Kreise bringen, um zu belehren und falsche Auffassungen zu zerstreuen. Oberst Immanuel

== In jeder Buchhandlung zu haben ==
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Zunft“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“

3. Jahrgang

April 1922

Nr. 1

Zur Einführung des neuen Jahrgangs

Mit dem Beginn des dritten Jahrgangs unserer Zeitschrift geht der Verlag in andere Hände über. Herrn Kurt Siebenfreund (Firma W. S. Burau-Danzig) gebührt unser aufrichtiger Dank für sein verständnisvolles und opferbe-reites Eintreten für die deutsche Kulturbewegung im Osten. Er hat sich selbstlos und mit wirklicher Liebe für die Ostdeutschen Monatshefte eingesetzt.

Der Kreis der Leser und Freunde unserer Zeitschrift hat sich von Monat zu Monat erweitert. Die künstlerisch und wissenschaftlich hervorragenden Persönlichkeiten des Ostens sind unserem Ruf gefolgt. Die Anteilnahme und Anerkennung in der Ostmark und im Reich, auch in der gesamten Presse, ist ständig gewachsen. Für den weiteren Aufstieg war ein größerer Rahmen notwendig. Nun ist auch dieses Ziel erreicht. Mit der Drucklegung der Zeitschrift im Verlag Georg Stilke-Danzig haben wir die breite Grundlage geschaffen und den rechten Boden gewonnen, um den Erfolg der Ostdeutschen Monatshefte in allen Gegenden und Landesteilen Deutschlands, auch bei den Deutschen im Auslande, fruchtbar zu machen. Die Zeitschrift wird in Zukunft in den großen Städten Deutschlands, auf den Bahnhöfen, auf den großen Schifffahrtslinien, auch bei der Rheinschifffahrt, ausliegen.

Eine große Anzahl von Niederlagen im Osten gewährleistet im besonderen ein tieferes Eindringen in die Ostmark, sodaß die Ostdeutschen Monatshefte sich mit der von Adolf Bartel in Königsberg herausgegebenen Wochenzeitschrift „Unsere Heimat“ vorzüglich ergänzen. Die Preissteigerungen zwingen zur Erhöhung der Bezugspreise bei allen Zeitungen und Zeitschriften. Auch wir müssen notgedrungen diesem Beispiel folgen.

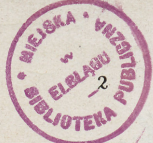
Gemeinsame Not hält uns enger als in glücklichen und sorglosen Zeiten verbunden. Abge-

trennt vom Mutterlande, auf uns selbst angewiesen, bedroht von fremdem Volkstum, dürfen nicht nur uns im Osten die uns täglich begleitenden Gefahren vor Augen stehen. Das Reich hat unsere innere Bedrängnis und die Notwendigkeit zu erkennen, Brücken zueinander zu schlagen, zu helfen, zu fördern, wo und wie es nur kann. Hier ist eine Pflicht aller Deutschen, einen Grundstock für den gemeinsamen Wiederaufbau zu schaffen, die große deutsche Kulturgemeinschaft, jene innere Verbindung, die nichts mit Politik und Parteien zu tun hat, und die aus diesen Gründen wie bei der vorgenommenen Abstimmung in Ostpreußen aus unserem Leid Segen gestalten wird.

Die trotz aller Hemmungen und Widerstände in schwerster Zeit begründeten Ostdeutschen Monatshefte haben sich in den zwei Jahren ihres Bestehens freien Weg geschaffen. Und Ihr, die Ihr Freunde, Helfer und Förderer unserer Kulturarbeit seid oder werden wollt, folgt uns auch in den kommenden Jahren, schließt Euch in der Arbeit für das große gemeinsame Ziel zusammen, schafft und wirkt für die deutsche Sache, damit sich Stein zu Stein zusammenfügt, um den Wiederaufbau unseres Vaterlandes möglich zu machen.

Nicht ohne Grund beginnen wir den dritten Jahrgang mit einer Sonderausgabe über Graudenz und Thorn, den Städten, die uns in das Gedächtnis zurückerufen wollen, was uns lieb und wert war, und was nicht vergessen sein darf. Wenn auch jeder von uns mit sich und seiner Not zu kämpfen hat, so soll die Not der Grenzlande und der verlorenen Gebiete, die noch viel schwerer zu tragen haben, zu unserer eigenen werden. Gegenseitiges Verstehen muß Schmerzen lindern, muß neue Lebensquellen erwecken, die uns zu Strömen innerer Kraft werden.

Carl Lange



10391

53997

2192

Meine Vaterstadt Graudenz

Von Gustav Roethe

Heimat! Wir fühlen um so tiefer die Liebe zu dir, wenn du uns geraubt bist! Den Westpreußen, der als Deutscher im deutschen Lande aufgewachsen ist, verfolgt der Gedanke, daß die Stätte seiner Kindheit jetzt in den Händen der Polen von deutscher Kultur entkleidet wird, mit immer tiefer stehendem Schmerz. Es ist ein bitteres Geschick, an die schönen Tage im Elternhause, an die frischen, kräftigen Eindrücke erster Jugend nicht in ungetrübter Freude zurückdenken zu dürfen. Selbst über die hellen Lichter des Weihnachtsbaums legt sich mir ein Flor, wenn ich denken muß, daß dieses deutschste der Feste jetzt in Graudenz das Heimsatrecht verloren hat. Vor meinen Augen stehen die flammenden Pechtonnen, die an Königs Geburtstag hoch vom Klimmek über das deutsche Land hin grüßten. Wie schlug uns Knaben das Herz höher, wenn wir des heldenmütigen Verteidigers der kleinen Festung gedachten, die einst dank der Treue und dem Mannesmut Courbieres dem Welteroberer getrogt hat! Und in unvergeßlicher Mächtigkeit sehe ich vor mir das wilde Bild des Eisganges auf dem gewaltigen Strom, der uns Knaben in seinem Eispanzer doch auch freundlich lockende Bahn bot, uns auf dem Schlittschuh zu tummeln. Noch in späteren Jahren habe ich die Weichselniederung von Thorn bis Dirschau durchwandert, überall froh des tüchtigen Fleißes, mit dem deutsche Bauern sich dieses gesegnete Tal aus Sumpf und Wald heraus zu üppigen Fluren und schmuckhaften Gärten umgestaltet hatten. Wieviel verehrte, treffliche deutsche Männer und Frauen tauchen vor mir auf, wenn ich an das Graudenz der Kindheit zurückdenke! Und das soll polnisches Land sein? Ich habe nie Anlaß gehabt, außer ein paar Worten, mit denen man Bettler und durchfahrende Flissaken abwehrte, irgendwelche polnischen Phrasen zu lernen; in Graudenz und seiner Umgebung habe ich als Kind so gut wie niemals polnisch sprechen gehört. Es war schreiende Verhöhnung der vielgerühmten Selbstbestimmung der Völker, wenn dies Gebiet an Polen kam. Man dachte nicht daran, dort abstimmen zu lassen, weil man im Voraus wußte, daß diese Abstimmung kaum die bescheidenste Prozentzahl polnischer Stimmen ergeben hätte. Und was mir die Eindrücke

meiner Jugend sagen, das bestätigt die Geschichte. Graudenz ist niemals eine polnische Stadt gewesen.

Schon ihr Name hat nichts Polnisches, wie er denn jetzt auch durch irgendein künstliches polnisches Fabrikat ersetzt worden ist. Manche meinen sogar, daß in „Graudenz“ der alte gotische Namen der „Greutungi“ fortlebe, der „Griesbewohner“; bezeugt uns doch Tacitus, daß zu seiner Zeit die Goten an der Weichsel saßen. An diese deutsche Ableitung glaube ich freilich nicht; Graudenz wird ein alter preussischer Name sein; wohl möglich, daß der deutsche Orden wie oft sein Schloß an eine Stätte gesetzt hat, an der er bereits eine stattlichere Ansiedlung der heidnischen Preußen vorfand. Polnisch aber war diese Ansiedlung gewiß nicht: gerade darum riefen die Polen ja die deutschen Ritter ins Land, weil sie selbst mit den preussischen Vorwohnern schlechterdings nicht fertig werden konnten; auch der Orden hat nachher noch ein halbes Jahrhundert zu tun gehabt, ehe er im unbestrittenen Besitz der Landschaft sich befand. Der Name des Ortes ist gesichert seit 1222. 1291 hat der ausgezeichnete Ordenshochmeister Meinhard von Querfurt der Bürgerschaft dieser deutschen Stadt ihren Besitz verliehen oder bestätigt; das geschieht in einer Urkunde, deren Ortsangaben wir heute noch mit ziemlicher Sicherheit wiedererkennen. Derselbe treffliche Gebietiger hat die Eindämmung und Entwässerung des Weichseltals zuerst erfolgreich in die Wege geleitet; ihm schulden wir Dank, wenn wir die reiche Schönheit des gesegneten Weichseltals uns vergegenwärtigen. Graudenz war damals von Bürgern besiedelt, die satzungsgemäß echten deutschen Ursprungs sein mußten, und die nach deutschem, culmischem Recht lebten, wie es überall in den deutschen Städten jener Gegenden auf den Grundlagens des Magdeburger Rechtes üblich war: die Oberinstanz für Graudenz war das Gericht der Altstadt Thorn. Es scheint, daß Graudenz schon früh durch seinen Handel eine gewisse Rolle spielte. Und über der friedlichen Stadt erhob sich die sehr stattliche und wehrhafte Ordensburg, die wir aus alten Bildern ein wenig kennen, von der heute aber nicht viel mehr als der plumpe Bergfried, der Klimmek, sich erhalten hat. Die Beziehungen der Stadt zum Orden waren im



Alt-Graudenz von Breuning

ganzen wohl befriedigend; wir wissen, daß noch Ulrich von Jungingen, als er Graudenz einmal besuchte, mit lebhaftem Jubel empfangen wurde, und so manche wertvolle Anlage, die noch dem heutigen Graudenz frommt, wie der Trinkekanal, geht auf die wirtschaftliche Fürsorge des Ordens zurück, der lange Zeit durch eine vorbildliche Beamtenorganisation eine für das Mittelalter ungewöhnlich hohe Kulturpolitik getrieben hat. Man darf getrost sagen, daß die Stadt Graudenz im Schutze des deutschen Ordens ein glückliches Jahrhundert und mehr verlebte hat.

Aber nicht nur der widerspenstige Landadel, auch die erstarkenden Städte werden übermütig. Polen, der alte Erzfeind des Ordens, dem das durch deutsche Wehr, Arbeit, Ordnung blühende Land in die Augen sticht, lockt und wirbt insgeheim, wie es offen mit Klagen, Drohungen, Angriffen das Culmer Gebiet und den Weichselhandel beunruhigt, den ein organisiertes Kaperwesen zeitweilig schwer gefährdet. Es entwickelt sich die bekannte Verschwörung des Eidechsenbundes, und Graudenz ist Zeuge gewesen, wie einer der ärgsten dieser Verschwörer, der Ritter Nikolaus von Rens, auf dem Marktplatz mit dem Schwerte gerichtet wurde. Leider hat die gute Stadt sich nicht frei gehalten von Mitschuld. Obgleich sie noch 1454 dem Hochmeister ihre Treue versicherte, war sie doch längst insgeheim

an den Machenschaften beteiligt, die sich schon seit zwei Dezennien gegen den Orden vorbereiteten und bei denen Fühlung mit dem polnischen Nachbar nicht verschmäht wurde. Es wird uns berichtet, daß die Graudenzer Bürger selbst den Komtur und die Seinen gezwungen hätten, die Ordensburg schon 1454 an die Polen auszuliefern.

Die vertrauensseligen Leute hatten sich allerdings von diesen versprechen lassen, daß Stadt und Land ganz unter eingebornen Obrigkeiten bleiben sollten; noch ein Jahrhundert und länger haben die preußischen Stände demgemäß nur eine Personalunion mit Polen anerkennen wollen. Aber die neuen Machthaber dachten nicht daran, ihre Versprechungen zu halten; allmählich aber sicher wird Westpreußen unter das polnische Joch gebeugt, und während die großen deutschen Städte Danzig, Elbing und Thorn ihre Selbständigkeit lange mit gutem Erfolg wahren, erhält Graudenz schnell einen Hauptmann polnischer Herkunft, der auf dem Schlosse und von da aus über die Stadt eine nicht nur unbequeme und schikanöse, sondern oft recht drückende Herrschaft ausübte.

Draußen auf dem Lande schritt die Polonisierung beständig fort. Doch ist es ein Ehrentitel der Stadt Graudenz, daß sie an ihrem deutschen Recht, ihrer deutschen Verfassung, ihren Satzungen und Willküren mit erstaunlicher Beharrlichkeit und Treue festgehalten hat.

Die drei Bürgermeister haben es vortrefflich verstanden, mit den polnischen Starosten sich abzufinden, ohne von ihren Rechten etwas Ernstliches zu opfern. Der Rat von Graudenz hat kostspielige Reisen nach Warschau, wo man sich über den ungerechten Hauptmann beschwerte, nicht gescheut; die Prozesse mit den Starosten gehören zu den regelmäßigen Obliegenheiten der Stadtverwaltung. Bald schlossen sich die kleinen Städte Westpreußens, voran Marienburg, zu Abwehr und gegenseitiger Unterstützung gegen den polnischen Uebermut zusammen. Aber das alles hätte wahrscheinlich keine entscheidende Wirkung gehabt, wenn nicht ein großes Ereignis dem

Graudenz der Deutschthum zu Hilfe gekommen wäre, das den Widerstand gegen polnisches Wesen tief innerlich verfestigte.

Die Reformation hat in Graudenz schnell Wurzel gefaßt und vollkommen gesiegt, und wie der neue Glaube ganz aus dem deut-

schen Gewissen erwachsen war, so stärkte er das deutsche Bewußtsein mit heiliger Nahrung. Wenn auch die von den Protestanten für ihren Gottesdienst benutzten alten Kirchen ihnen von der polnischen Regierung bald wieder entzogen wurden, so hat sich das Luthertum in meiner guten Vaterstadt doch gegen allen polnischen Druck siegreich und sogar selbstbewußt behauptet; es ist erstaunlich genug, daß in dieser „polnischen Stadt“ keine Katholiken zu den städtischen Aemtern zugelassen wurden, wie beiläufig das mächtigere Thorn seine Zünfte den Polen grundsätzlich verschloß. Und mit der Reformation ging eine gewissenhafte Pflege des höheren deutschen Schulwesens Hand in Hand. Von der Blüte deutscher Bildung in Graudenz zeugen noch eine ganze Reihe von Bibliotheksverzeichnissen aus dem Nachlaß angesehenen deutscher Bürger, die einen ungemein günstigen Eindruck

machen und beweisen, auf welcher ansehnlicher Höhe sich das geistige Niveau dieser Graudenz der Deutschen hielt. Deutsche Manneswürde, deutscher Stolz hat sich in jenen polnischen Jahrhunderten rühmlich bewährt, und dieser tüchtigen deutschen Ordnung, dieser guten Schulbildung war es zu danken, daß die Stadt trotz der polnischen Wirtschaft, die alle Werte drückte, doch immer wieder hoch kam, sowie die schlimmen äußeren Verhältnisse, die große Unsicherheit dieser von wechselnden Kriegsläufen immer wieder bedrohten städtischen Existenz einmal ein Aufatmen gestattete. Es ist hübsch, wie uns noch um 1540 bezeugt wird, daß man

die Leute in Preußen nicht kaufen könne, während im eigentlichen Polen für Geld alles zu haben war. Die Jesuiten haben sich, von der polnischen Regierung begünstigt, im 17. Jahrhundert zu Graudenz niedergelassen und dort ihre gute Schultradition, ihre glänzenden Pro-



Schloßberg bei Eisgang, Graudenz

zeSSIONen, ihre rednerischen Festakte, ihre berühmte Pflege von Theater und Musik lockend geübt, obgleich ihnen die protestantische Bürgerschaft manche Steine in den Weg warf. Aber eigentliche Werbeerfolge haben auch diese geschickten Männer in Graudenz nicht gehabt. Es ist nicht zu leugnen, daß der deutsche Landadel der polnischen Verführung viel weniger widerstanden hat, als das deutsche Bürgertum, das sich ungemein zäh und geschickt durch alle Nöte hindurch zu behaupten wußte.

Daß Graudenz in seiner polnischen Zeit eine gewisse Rolle spielte, geht auch daraus hervor, daß dort abwechselnd mit Marienburg die preußischen Landtage seit 1521 einigermassen regelmäßig gehalten wurden. Wir erfahren, daß bei solcher Gelegenheit auch Nikolaus Copernikus einmal in Graudenz zugegen war, wo er als Münzkundiger gehört wurde. Die

Legende hat dann unsere ziemlich mangelhafte alte Wasserkunst an seinen berühmten Namen geknüpft. Mit Unrecht! Copernikus war an dieser mittelmäßigen Anlage, die erst unter Friedrich dem Großen leistungsfähiger gestaltet wurde, vollkommen unschuldig.

Wenn sich das deutsche Graudenz durch Jahrhunderte gegen Gewalt und Verführung standhaft gehalten hat, so darf freilich nicht vergessen werden, daß der polnische Staat niemals geeignet war, den Eindruck einer gesicherten und imponierenden Macht zu erwecken. Um 1600 spricht sich Mathias von Konopatz, der polnische Graudenz Hauptmann, unbefangen dahin aus, daß Polen

nur durch seine
Unordnung
bestehe. Man
schonte die
deutschen
Bürger, weil
man sie nicht
entbehren
konnte; war
man doch, wo
die Polonisie-
rung des Lan-
des wirklich
gelingen war,
bald genötigt,
neue deutsche
Kolonisten

dort anzusie-
deln, damit
nicht alles ver-
falle und krasse Verarmung einreißt: wir er-
fahren, daß diese deutschen Dörfer von den ver-
kommenen polnischen Nachbarorten sich wie kleine
Paradiese abhoben. Es kam hinzu, daß Polen
in der von kriegerischer Unruhe geschüttelten
Zeit seine preussischen Lande vor den Feinden
niemals zu schützen wußte. Seit 1629 hat Gra-
denz wiederholt unter schwedischer Herrschaft
geseufzt. Begrüßte man die protestantische Macht
anfangs freudig als Befreier, wie denn in
schwedischer Zeit den Graudenz Lutheranern
wirklich die katholische Pfarrkirche eingeräumt
wurde, so lernte die Stadt doch bald die Bitter-
nis der Soldatenherrschaft so fürchterlich ken-
nen, daß sich selbst Protestanten nach dem
schwachen polnischen Joch sehnten. Dies kehrte
1659 zurück mit der verhängnisvollen Be-
lagerung, bei der die Polen die Stadt Gra-
denz fast ganz niederbrannten; nur die Pfarr-

kirche von St. Nikolai und wenige andere, jetzt
längst verschwundene Häuser entrannten den
Flammen. Es war schon ein Beweis unver-
wundlicher Lebenskraft, physisch und sittlich,
daß die Graudenz Bürgerchaft sich aus die-
ser schlimmsten Zerstörung emporarbeitete. Und
auch das 18. Jahrhundert brachte keinen be-
ständigen Frieden. Immer von neuem bemäch-
tigten sich Schweden der Stadt, die dazwischen
auch durch Litauer, durch Russen, durch Branden-
burger abgelöst wurden. Aus den beständigen
Drangsalen des Krieges erwuchsen verheerende
Krankheiten; die Pest hat Graudenz wieder-
holt dezimiert; in dieser Periode beständiger

Wirren haben
auch innere
Revolutionen
den guten Zu-
sammenhalt
der Bürger-
schaft mehr-
fach gefähr-
det. So war es
ein wahrhaft
erlösendes Er-
eignis, als am
8. Juni 1772
Friedrich der
Große in
Graudenz ein-
zog. Die Gra-
denzer Bürger
wußten schon,
warum sie den
preussischen



Blick auf die Weichsel von Bösershöhe aus

König mit warmer Freude, durch Salutsschüsse und
festliches Spalier begrüßten: sie ahnten eine glück-
liche deutsche Zukunft. Und sie haben sich nicht
getäuscht. Graudenz hat unter der segensreichen
Fürsorge der hohenzollern anderthalb Jahrhun-
derte der Ordnung, des Rechts und des Ge-
deihens verlebt, so gedeihlich wie unter pol-
nischer Herrschaft der Stadt nicht anderthalb
Jochen beschieden waren.

Westpreußen ward ein Lieblingskind des
greisen Königs, das er mit wunderbarer
Schaffenskraft und mit überraschender Schnellig-
keit aus der Verwahrlosung zu kräftiger ge-
sunder Entwicklung erhob. Not tat vor allem
strenge Zucht, gute Polizei, ein tüchtiges, un-
bestechliches Beamtentum: die westpreussischen
Bauern rieben sich verwundert die Augen, als
sie auch gegen den Adel Recht bekamen, wenn
sie Recht hatten. Die Erziehung, die der König

übte, erstreckte sich nach allen Seiten. Er ent-rüstete sich, daß man den kostbaren Dünger hier gedankenlos ins Wasser warf statt auf die hungrigen Aecker, und es war ihm eine besondere Freude, als ein unternehmender Kopf in Graudenz sogar Weinberge anlegte, deren Erinnerung in meiner Jugend noch fortlebte. Der sparsame Monarch griff tief in die Tasche, um den Bau stattlicher Häuser zu begünstigen; auf den Markt wird neben das Rathaus die evangelische Friedrichskirche gesetzt, freilich nur eine einfacher Neubau ohne architektonische Ansprüche, aber doch eine gesicherte Stätte für den viel herumgestoßenen protestantischen Gottesdienst. Die Einwohnerzahl, die bei Beginn der preußischen Herrschaft etwa 1200 Seelen umfaßte, verdoppelt und verdreifacht sich schnell. Graudenz hat den königlichen Wohltäter oft in seinen Mauern gesehen, da ihn die Heerschaufen, die er fast alljährlich im nahen Mock-rau abhielt, oft in die Gegend führten. Und der Bau der kleinen Festung, die ursprünglich weit größer geplant war, als sie nach dem Tode Friedrichs wirklich ausgeführt wurde, hat den König lebhaft interessiert. Die alte Ordensburg aber verfiel; zu ihrer Restauration hatte der Unromantische keine Mittel; so ward sie zum Siegelbruch für die Festung, für andere öffentliche und private Gebäude. Auch die Schloßkapelle, die manche wertvollen Kunstwerke barg, ist damals zugrunde gegangen, und der Klimmek hatte es nur der freundlichen Fürsprache der Königin Luise zu danken, wenn nicht auch er abgetragen wurde.

Es ging den preußischen Graudenzen sehr gut. Der blühende Getreidehandel hat ein fast legendarisches Schlemmerleben mit Holsteiner Austern und teuren Weinen in die ehemals so anspruchslose Stadt getragen. Da kam die Katastrophe von Jena. Das unglückliche Königspaar hat in der ersten Hälfte des November 1806 zu Graudenz gewohnt, in dem Kommandanturgebäude (später Gymnasium) am Thorner Tor: die Gedächtnistafel, die in Erinnerung an diese Zeit der Königin Luise gewidmet wurde, ist heute zerstört. Als damals Friedrich Wilhelm auf seiner schmerzreichen Flucht sich eine Atempause in Graudenz gönnte, da übergab ihm der mennonitische Bauer Abraham Nickel die Summe von 2000 Stück Friedrichsdor, die in der reichen Niederung für König und Vaterland gesammelt waren. Als ich das jüngst in einer vorwiegend sozialdemokratischen Versammlung erzählte, klang mir entgegen:

„Die Kerle sind schöne dumm gewesen“. Aus solcher „Dummheit“ ist die Befreiung und der Sieg des Vaterlandes erwachsen.

Der König zog weiter gen Osten und die Franzosen lösten ihn ab. Für die Stadt Graudenz brach eine schwere Zeit herein, schwerer eigentlich als für die Festung. Die Belagerung selbst wurde nicht allzu ernst betrieben; man glaubte nicht an den Widerstand dieses kleinen Plazes. Man meinte, den preußischen General französischen Blutes, der die Festung kommandierte, durch Verheißungen und Drohungen leicht müde zu machen. Aber l'Homme de Courbière war ein preußischer Ehrenmann durch und durch, fest entschlossen, jeden Stein der ihm anvertrauten Mauern bis aufs äußerste zu verteidigen. Die arme Stadt hat dann unter den Enttäuschungen der Franzosen zu leiden gehabt, namentlich der General Rouyer hat sie aufs äußerste schikaniert, und die schweren Verluste, die sie damals durch Kontributionen, durch Plünderungen, ja schon durch die hochgespannten Tafelanprüche der französischen Generale erlitten hat, haben sie mit einer schwer zu ertragenden Schuldensumme belastet. Aber Stadt und Festung blieben auch im Frieden von Tilsit preußisch, und das war die Hauptsache. Die Schulden sind in besseren Zeiten durch den guten und klaren Willen der Bürger schnell und ehrenwert überwunden worden.

Als dann die Zeit der napoleonischen Kriege glücklich überstanden war, hat Graudenz einen anhaltenden und ruhigen Aufstieg erlebt. Nicht daß es besonders schnell aufwärts ging. Als die Eisenbahnen dem Getreidetransport auf der Weichsel Abbruch taten, ohne Graudenz zu berühren, da trat wohl auch eine zeitweilige Stöckung des wirtschaftlichen Gedeihens ein, die dann wieder von um so flotterem Fortschritt abgelöst wurde. Alles in allem war es doch eine gute Zeit, die Graudenz im 19. Jahrhundert durchlebt hat. Ich entsinne mich noch, wie die Stadt allmählich die fünfstellige Bevölkerungsziffer erklomm. Und ich denke mit Stolz an ihr frisches und ernstes geistiges Leben, das noch in meine Kindheit seine Strahlen warf und dort, in der kleinen Stadt des Ostens, sich wahrscheinlich reicher und inniger abspielte als in mancher wohlhabenderen Stadt des Westens. Schon seit 1826 besaß Graudenz ein wöchentlich erscheinendes Blatt, den „Geselligen“, den mein aus Halle eingewanderter Großvater nach dem Muster eines gleichnamigen, in den Tagen der moralischen Wochenchriften zu Halle be-

gründeten Organs, dort begann. Das harmlose Unterhaltungsblättchen verwandelte sich seit 1849 dank der bedeutenden politischen und geistigen Kraft, die mein Vater an die Zeitung setzte, in das führende nationale Blatt Westpreußens; es gereicht dem „Geselligen“ nur zur Ehre, daß die Polen, als sie Graudenz sich angeeignet hatten, auch dieser deutschen Zeitung ein Ende bereiteten. Das Graudenzener Gymnasium, an das ich dankbar zurückdenke, hat in seinem Collegium einst eine Reihe vortrefflicher Gelehrter vereinigt, und das warme Interesse, mit dem das Graudenzener Publikum in jenen alten Tagen die Werke der Dichtung theatralisch auf sich wirken ließ, hat nicht darunter gelitten, daß die Bühne sich in einem Hotelsaal oder einem scheunenartigen Gebäude der Salzstraße befand: man war äußerlich anspruchlos, aber geistig sehr empfänglich und empfing nicht wenig: was habe ich nicht alles im Graudenzener Theater gesehen! Von der bunten Herrlichkeit der alten Graudenzener Jahrmärkte, die freilich vor dem Danziger Dominik verblaßten, macht sich die heutige Jugend keine Vorstellung, und höchst aufregend waren auch die Schützenfeste, die dadurch historische Verklärung bekamen, daß die Schützengilde schon durch Winrich von Kniprode gestiftet war, also aus neuer deutscher Zeit in alte deutsche Zeit zurückreichte.

Noch heute trägt die Stadt die Spuren ihrer alten Befestigung. In meinen Jugenderinnerungen spielt noch das jetzt verschwundene Thorner Tor eine wichtige Rolle, während heute von den alten Toren wohl nur noch die mageren Reste des Wassertors bestehen mögen. Aber die stattlichen Speicherbauten, die, mit ihren mächtigen Stützmauern auf die Weichselhügel gegründet, ihre wehrhafte Außenseite dem Flusse zukehren, atmen auch jetzt noch etwas von dem tapferen Sinn der alten Graudenzener Bürger: sie geben dem Stadtbilde, das sich von der Weichselfeite her höchst eindrucksvoll aufbaut, einen besonderen Zug. Das ist überhaupt der eigene Reiz der lieben alten Stadt, wie sie sich mit vielen ihrer Straßen und Häuser in die Weichselberge hineinschmiegt, an ihre Abhänge, an ihre Furchen heranklebt. Freilich sind diese Berge kein granitner Untergrund, und das Vertrauen auf ihre Dauerhaftigkeit ist schon manchem Graudenzener Bauwerk schlecht bekommen. Im 14. Jahrhundert bereits ist ein Teil des Ordenshauses mit einem Stückchen Berg in die Weichsel gestürzt; sie hat die alte Georgskapelle,

die einst auf der Fischerei stand, im 17. Jahrhundert gründlich verschluckt; die kleine hochgelegene Ortschaft Weichselburg mit ihren armeneligen Kathen ist eine Beute des Flusses geworden, und noch in meiner Jugend erlebte ich einen Bergsturz im nahen Boeslershöhe, polnisch Stremoczyn, von dem man damals in Graudenz sang: „In Stremuttschen, in Stremuttschen, wo die Berge runterruttschen.“

Die Festung hat von dieser Unsicherheit der Weichselufer meines Wissens noch nicht zu leiden gehabt. Dem preußischen Graudenz hat ihre Nachbarschaft stets den Stempel aufgedrückt. Ich kann mir Graudenz ohne preußische Soldaten schlechterdings nicht denken; die Garnison hat das Graudenzener Leben weithin bestimmt. Mir haben sich zumal die drei Kriege, die zur Reichsgründung führten, in der Erinnerung auch dadurch eingepreßt, daß damals dänische, österreichische und französische Gesangene die Festung bevölkerten und in dem Festungswäldchen, der Plantage, ihre Verschönerungskünste fleißig und spielerisch übten. Ein romantischer Reiz ging von den düstern Kasematten, von den finstern Toren, über denen die schweren Fallgatter schwebten, trotz aller Nüchternheit der Anlage aus, und an Courbieres Grab, vor der Zelle, die einst Fritz Reuter beherbergte, habe ich so manchemal mit geschichtlicher Andacht gestanden.

Das Schönste an Graudenz war aber doch der unendlich weite freie Blick vom Schloßberg oder gar von der Spitze des Klimmek. Da erschien hoch oben auf den fernen Uferändern die turmreiche Silhouette von Kulm und von Neuenburg; drüben auf der Hügelkette jenseits verfolgte das Auge die Pappelkauffsee, die von Bromberg nach Danzig strich, und der Knabe freute sich in der eisenbahnlosen Zeit von Graudenz, wenn ein wanderndes Wölkchen am Horizont den fern vorbeirassenden Eisenbahnzug der Ostbahn verriet, der auf die Verbindung mit der weiten Welt hinauswies. Links die parkeschmückten Berge und Schluchten von Sartowitz, rechts die steil abstürzenden Bingsberge, in deren Nähe einst der alte Fritz manövriert hatte, vor uns in der Tiefe das weite gesegnete Weichseltal mit seinen zahllosen stillen deutschen Bauernhäusern. Und wie veränderte sich dieses Bild in den Zeiten des Eisganges und gar des Hochwassers, das das ganze breite Tal in ein großes Meer verwandelte! Das sind unergiebliche Eindrücke. Aber auch die gezähmte friedliche Weichsel war uns

mit ihrem regen Traftenverkehr ein munteres lebendes Wesen: wie wunderhübsch, wenn abends auf den breiten Flößen die freundlichen Feuerchen entbrannten und langsam stromabwärts glitten. Und wenn dann einmal eine Schulsahrt oder eine andere Wanderung uns aus der Stadt herausführte zu dem malerischen, von einer Ordensburg gekrönten Tal von Roggenhausen, zum Rudnikersee, zu den kleinen Bergen von Neudorf, zu dem hübschen grünen Garten von Mißke, wohl gar zu den malerischen Schloßresten von Engelsburg und Rheden, wir waren froh unserer schönen, wasser- und waldbreichen Heimat mit dem weiten Horizont, mit der rühmlichen Geschichte, mit den tiefen dunkeln Farben, mit der kräftigen, gesunden, östlichen Luft, deren starker Hauch die Lunge ganz anders weitet, als der weiche Westen das kennt. Und stolz fühlten wir Knaben uns auch als Söhne deutschen Lebens nah der gefährdeten Grenze, deren Aufgabe es war, einen Wall aufzurichten gegen slawische Barbarei.

Seit die Eisenbahnbrücke den mächtigen Strom überspannt, seit sich mehrere Bahnlinien in Graudenz kreuzen, seit die kleine Feste zur großen Lagerfestung geworden war, seitdem sah es in Graudenz freilich anders aus als in meinen jungen Jahren, und wenn ich wieder einmal heimkehrte zu kurzem Aufenthalt, so mußte ich mir das alte Graudenz aus dem neuen manchmal nahezu herausuchen. Eine moderne Fabrik- und Soldatenstadt war dort in beständigem Wachsen, und ich hatte manchmal die Empfindung, daß die zunehmende Kopfszahl, daß die äußere Blüte vieles verschlang, was einst den besonderen Reiz des alten Graudenz ausgemacht hatte. Nun, das ist geschichtliche Notwendigkeit. Auch das Schul- und Bildungswesen blieb nicht stehen. Noch kurz vor dem Kriege wurde die durch Graudenz Bürgerfönn mit Beihilfe der preußischen Regierung begründete Stadtbibliothek eröffnet, mit der das gut ausgestattete Altertumsmuseum verbunden war. Auf

die Idee, daß irgendein ernsthafter Mensch Graudenz für Polen in Anspruch nehmen könnte, war ich nie verfallen.

Das Unglaubliche ist geschehen; dem entwaffneten Deutschland hat man unter heuchlerischen Vorwänden dies uredt deutsche Weichselland entrißten. Wieder regieren die Woimoden und Starosten in Graudenz. Wird sich der deutsche protestantische Graudenz Bürger wiederum durch Charakter, Fleiß, Bildung und Mut unter dem polnischen Druck behaupten, wie einst seine Ahnen? Mit Sorge verfolgen wir die begreifliche Flucht der Deutschen vor der rücksichtslosen Gewaltherrschaft der polnischen Regierung, von der die frühere preußische Politik der Duldung merkwürdig absticht. Sollte wirklich dieser brutale Wille, der das Deutschtum mit allen Mitteln zu vernichten sucht, die klügere Politik darstellen? Wer auf die polnische Geschichte zurückschaut, wird daran zweifeln.

In Wahrheit haben die Polen den Deutschen nie entbehren können, und wenn sie ihn heute verdrängten, müßten sie ihn morgen wieder holen.

In Liebe und Dankbarkeit denke ich an die Vaterstadt zurück, und ich kann nicht daran glauben, daß dies kerndeutsche Land dauernd dem unbilligsten Friedensschluß zum Opfer fallen soll. Unter der einstigen polnischen Herrschaft war das Land polnischen Einflüssen zugänglicher als die Stadt. Ich vertraue, daß jetzt beide nicht vergessen werden, wie ganz sie deutsch sind, auch wenn es gilt, für das Deutschtum zu leiden. Ist das doch heute das Schicksal jedes ehrlichen Deutschen.

Uns Graudenzern, denen, die jetzt im Reich wohnen, und denen, die noch in der alten Heimat weilen, uns allen muß es Ehrensache sein, in stiller Treue dahin zu wirken, daß Graudenz eine deutsche Stadt bleibe auch unter dem weißen Adler, daß sich deutsches Leben dort zäh behauptet, bis wieder der schwarze Adler seine Fittiche über Courbieres Grab breitet.

Weichselgrüße

Wo sich grüne Niederungen
schmiegen an des Stromes Strand,
wo das Ritterschwert durchklungen
wachtentreu das Ordensland —
wo durch alte Weidenbäume
nächstens raunend Winde wehn,
daß sie wie verschollne Träume
an den stillen Wegen stehn. —

Wo der Burgen wucht'ge Trümmer
dunkelschattig, fagengrau,
ragen hoch im Sonnenschimmer
über Wiesen, weidenblau —
wo der Sprosser traumhaft leise
Sommers singt im Vollmondstrahl,
sei begrüßt mir, Heimatweise,
sei begrüßt, mein Weichsellal!

Bruno Pompei

Der Graudenzner Altar in Marienburg

Von Bernhard Schmid

In der Mitte des 14. Jahrhunderts vollzieht sich in der deutschen Kunst eine Wandlung von tiefgehender Bedeutung, der Uebergang von der Wandmalerei zur Tafelmalerei. Die Baukunst früherer Jahrhunderte, namentlich des 11. und 12., schuf Kirchen mit kleinen Fenster- und großen Wandflächen: auf diesen konnte sich der Maler betätigen. Im 13. Jahrhundert beginnt unter der Herrschaft einer neuen Stilauffassung die Auflösung der Wand in Pfeiler und in große Fensterflächen, und der Wandmaler verliert die großen Aufgaben, wenigleich hie und da auch in den späteren Zeiten der Gotik sich Wandflächen zum künstlerischen Schmuck darboten. Als Ersatz hierfür geht die kirchliche Sitte im 14. Jahrhundert zu den gemalten Altarauffäßen über.

Ursprünglich standen wohl architektonische Aufbauten, sogenannte Retabeln, auf den Altären, aus denen sich bewegliche aus Holz geschnitzte

Schreine entwickelten, die dann im fünfzehnten Jahrhundert allgemein herrschend wurden und zu vielseitiger Ausbildung gelangten. Die Außenflächen der Seitenschreine und die hinzugefügten Klappflügel boten Malern Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen, und fast die ganze mittelalterliche Malerei,

von 1350 an, besteht in Tafelbildern. Das Deutschordens-Land Preußen besitzte aus dieser Zeit des Ueberganges mehrere Malwerke von hervorragender Bedeutung; ich nenne nur das Kreuzigungsbild im Pelspliner Kreuzgange und das große Wandbild im Chor der Johanniskirche zu Thorn, das um 1370 entstand. Während in Pelsplin die Komposition ganz schlicht ist, in monumentaler Anreihung weniger Nebenfiguren zu dem Hauptbilde des gekreuzigten Heilandes, zeigt das Thorner Wandbild ein Mosaik von Einzelbildern, um eine figurenreiche Kreuzigungsgruppe herumgelegt, alles nur durch einen theologischen Grundgedanken zusammengehalten. Wie die Einzelfiguren von hoher Schönheit sind, so offenbart uns die Gesamtan-

ordnung die Gemütsiefe, mit der deutscher Geist den einen Hauptgedanken, des Opfertodes Christi, mit allen seinen Schlussfolgerungen durchdachte. Etwa gleichzeitig mit diesen Thorner Wandmalereien sind die Tafelbilder des Graudenzner Altars entstanden, die uns sogleich die Kunst ostdeutscher Tafelmalerei auf einer sehr hohen Stufe zeigen. Schloß Graudenz war in der Mitte des 13. Jahrhunderts als Komturei des Deutschen Ordens erbaut, um das



Verkündigung an Maria
Innenseite des linken Innenslügels am Graudenzner Altar

Jahr 1270 wird zum ersten Male ein Komtur genannt. Im Südflügel lag die Kapelle, ein nicht sehr großer Raum von 8,47 m Breite und 17,9 m Länge, überdeckt mit drei Kreuzgewölben. Beschreibungen haben wir erstmalig aus dem Jahre 1413; die Kapelle hatte einen Hochaltar und zwei kleine Altäre, die reich mit Paramenten und Antependien und Silbergerät ausgestattet waren. Silberne Kopfreliquiare, Bildwerke unserer lieben Frauen von Elfenbein und von Bernstein werden noch genannt, also eine Fülle kostbaren Schmuckes, und dadurch wird es auch verständlich, daß die nicht genannten, festen Ausstattungstücke auserlesene Kunstwerke waren. Wer den neuen Hochaltar-Aufsatz bestellte, wer ihn gemalt hat, darüber fehlt jede Ueberlieferung. Tracht und Bewaffnung weisen ihn der Zeit von 1370—80 zu. Komture von Graudenz waren 1362—1374 Daniel von Menden, 1374—1379 Gebhard von Ampleben und dann bis zum Oktober 1383 Johann von Schönsfeld, der nachmals Kumpan des Hochmeisters wurde und als solcher sein Wappen in die Kumpanstube malen ließ. Es ist aber unmöglich, einen dieser Komture mit dem Altar in nähere Beziehung zu bringen. Das Programm der Bilderfolge ist wohl von einem Priesterherrenersonnen und überraschend klar gegliedert. In der Mitte zwei Hauptbilder, der Tod und die Krönung der Maria, daneben auf den Seitenflügeln vier Kindheitsbilder Jesu, in denen aber Maria die Hauptperson ist, die Verkündigung, die Anbetung des Christkinds, die Darstellung im Tempel und die heiligen drei Könige. Hier also durchweg Marienleben. Nach Schluß der inneren Seitenflügel erblickt man auf acht Einzelbildern Vorgänge aus der Leidensgeschichte, vom Kampf in Gethsemane bis zur Auferstehung. Außen, nach dem Schließen sämtlicher Flügel, ein Bild des Auferstandenen (Johannis 20, 17) und in drei Bildern das jüngste Gericht, auch hier wieder in geistvoller Weise Maria in die Vorgänge der Heilsgeschichte eingefügt. Schon dieser klare, folgerichtige Aufbau des Bilderstoffs ist ungewöhnlich, und vielleicht hat der Maler den Priesterherren da etwas beeinflusst. Noch mehr und wirklich lebensvoll tritt uns die Persönlichkeit des Malers aus den Bildern selbst entgegen. In vielen Punkten haftet er fest an alten Ueberlieferungen, so in der Wahl von Goldgrund für die Bilder, der außen zu rotem Hintergrund vereinfacht wird; seine Figuren werden möglichst nebeneinander gestellt, wie als Flächen-

ornament, er lebt in einem Zeitalter, das weder landschaftlichen Naturalismus noch räumliche Tiefe darzustellen gewöhnt war. Und doch finden wir Ansätze zu Tiefendarstellungen, so in der Schrägstellung des Sarkophages auf dem Auferstehungsbilde oder in den figurenreichen Bildern des Judaskusses und des Verhörs vor Herodes; noch besser ist auf dem Bilde des jüngsten Tages der Blick auf das weite Kirchhofsfeld mit den sich öffnenden Gräbern gelungen. Unser Meister war also auf dem Wege, die Tiefenwirkung des Raumes malerisch zu ergründen, aber er bevorzugt die figurenarmen Kompositionen unter Weglassung bedeutungsloser Nebenfiguren. Er konzentriert seine Darstellungskraft auf die gewaltigen Hauptpersonen und bleibt dadurch auf jedem Bilde so leicht verständlich. Zu dieser Klarheit des Gedankens kommt eine ungewöhnliche scharfe Beobachtungsgabe bezüglich des menschlichen Körpers, gepaart mit der Fähigkeit, das Gesehene bildlich wiederzugeben. Ihm ist Schönheit des Körpers, Anmut der Bewegung oberstes Gesetz, ihm ist die Fähigkeit gegeben, im Gesichtsausdruck der Köpfe das anzudeuten, was die Seele des Handelnden bewegt. Der Kopf des Heilandes, das Antlitz der Maria sind zweifellos Bildnisse nach dem Leben, sie kehren in gleicher Weise auf allen Bildern wieder, und hier offenbart sich das reife künstlerische Können unseres Meisters; in seinen etwa 60 Köpfen steht er den Leistungen berühmter Bildnismaler späterer Zeiten ebenbürtig zur Seite. Man muß diese Bildnisköpfe im Original studieren, denn nur eine Photographie in natürlicher Größe würde die Feinheiten dieser Bildnismalerei annähernd erkennen lassen. Die lieblichen Mädchenköpfe der Barbara und Katharina des Krönungsbildes, die von harter Lebensarbeit zeugenden Apostelköpfe, die würdigen Männergestalten des Darstellungsbildes — eine jede ist ein Kunstwerk für sich. Besonders gelungen sind die drei Könige aus dem Morgenlande und der würdige Alte, der mit geöffnetem Schatzkästchen vor dem Christkinde kniet, könnte fast der Graudenzener Komtur sein. Unser Meister kann aber mehr, als bloß Köpfe malen. Das *noli me tangere*-Bild zeigt den fast unbekleideten Körper des Heilandes und verrät ein für jene Zeit ungewöhnliches Geschick in der Wiedergabe des menschlichen Körpers. Dem uralten Problem der bildenden Kunst, den menschlichen Körper zu ergründen und nachzubilden, ist der Maler mit scharfer Beobachtungsgabe nachgegangen, und

alle Stufen der Körperhaltung, von der Ruhestellung bis zu lebhaftester Bewegung, von gerader, aufrechter Stellung bis zum eng zusammengekauerten Figürchen, werden von ihm dargestellt, und selbst da, wo nicht alles reiflos gelungen ist, haben wir den Eindruck, daß Modellstudium angewandt ist. Den zeichnerischen Schwierigkeiten der Bewegungsmotive geht er nicht aus dem Wege. Um so mehr gelingt die aufrechte Vollfigur, stehend oder

langsam bewegt; sein Christus in der Gefangennahme, oder vor Herodes, sind edel aufgefachte Standfiguren, noch eindrucksvoller ist der kreuztragende Heiland, etwas gebeugt, weit ausschreitend, mit ausgespannten Armen: eine Figur von schönem Linienfluß. Die mittelalterliche Kunst liebte den symmetrischen, gewissermaßen architektonischen Aufbau der Figuren, darin bietet der Graubündener Altarmeister nichts besonderes, aber wie er dieses Kompositionsgeßetz durchführt, das verrät seine Eigenart. Auf dem Verkündigungsbilde ist die symmetrische Umrisslinie beider Figuren,

die sich mühelos zum Spitzbogen ergänzen läßt, auffallend. Der Künstler braucht die gebeugte Körperhaltung, um die gläubige Demut der Maria und das Herabschweben des Engels zu kennzeichnen, und daraus ergibt sich für ihn der architektonische Figurenaufbau. Ähnlich ist es auf dem Darstellungsbilde und anderen Bildern, nirgends eine Zufallsgruppe. Dadurch wirken alle Bilder so unendlich feierlich.

Nun ein Wort über die Farben; sie haben den monumentalen Stil der älteren Wandmalerei und verraten, daß die Farbwerte der Luftperspektive noch unbekannt waren. Die malerische Darstellungskunst beruht hier in der

Verteilung und der Schattierung der Farben. Auf dem Krönungsbilde hat die Barbara einen grünen Brokatmantel mit rotem Futter, Maria einen blauen Rock und Mantel mit gelbem Mantelfutter, Christus einen roten Rock und Mantel mit grünem, olivenfarbig getöntem Mantelfutter, Katharina einen roten Goldbrokatmantel mit gelbem Umschlag und darunter einen grünen Brokatrock: überall mithin die Komplementärfarben richtig zusammenge-

stellt. Wir finden das keineswegs bei allen Bildern jener Zeit; unser Meister mag, halb unbewußt, dazu gelangt sein, geleitet von einem feinentwickelten Farbensinn. Dieser zeigt sich auch in der Wiedergabe der reichen Brokatstoffe, die sich als Abwandlungen der an sich einfachen Grundfarben darstellen und dadurch für die glatten Gewänder der Figuren einen ruhigen, neutralen Hintergrund bieten. Meisterhaft ist die Gewandmodellierung mit tiefen Schatten und ausgiebiger Auflichtung durch Deckweiß; auch dieses war Allgemein-Gebrauch jenes Jahrhunderts, nur die Virtuosität

des Vortrages ist Besonderheit des Meisters. Noch eine Farbenverteilung sei hier beschrieben, die des Dreikönigenbildes. Maria hat grünen Rock und grünen, rot gefutterten Mantel, der erste König einen roten, ungemusterten Rock, der zweite König einen grünen Goldbrokat-Rock, der dritte König einen weißen Rock mit tief violetten Schatten. Auch hier das Farbsystem Rot-Grün und dann die richtige Beobachtung, daß die Schatten von gewissen vorherrschenden Farben der Umgebung abhängig sind. Der Meister, der diese Bilder schuf, war ein gottbegnadeter Künstler von ungewöhnlichem Farbensinn und besonderer Gestaltungskraft. Um so mehr be-



G. Kuhn phot.

Anbetung der heiligen drei Könige
Innenseite des rechten Innenflügels am Graubündener Altar

dauern wir es, daß sein Name verschollen ist. Trotzdem ist es gelungen, seine Lebensschicksale ein wenig zu entschlüsseln. In den Zeiten, als dieser Altar entstand, war Prag der Sitz zahlreicher bedeutender Maler; Karl IV., ein besonderer Förderer der Kunst, hatte es verstanden, hier auswärtige Maler heranzuziehen und dauernd zu beschäftigen. Süddeutsche und italienische Einflüsse begegneten sich hier, und aus ihnen erwuchs allmählich eine Stilauffassung, die sich von der aller anderen deutschen Landschaften selbständig machte und eigene Formen annahm. Nun waren die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Preußens zu Böhmen sehr rege; besaß doch der Deutsche Orden auch eine Anzahl ansehnlicher Komtureien in Böhmen. So ist es kein Wunder, daß wir dem böhmischen Stil in Preußen so oft begegnen, in den steinernen Pietätsbildern, in einigen Tafeln des alten Hochaltars von St. Marien zu Thorn und auch in unserem Grauburger Altar. Dieser steht in allerengster Beziehung zu einem Maler, der in der Kunstgeschichte als „Meister von Wittingau“ geführt wird und in der Nähe des böhmischen Deutschordens-Hauses Neuhaus wirkte^{*)}. Sein Schüler muß der Grauburger Maler gewesen sein. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen: ein so großes Malwerk ist nicht meilenweit über das Land gefahren, sondern in Grauburg selbst ent-

standen, in mehrjähriger Arbeit. Gehilfsarbeit könnte nur an untergeordneten Stellen verwandt sein; alle 17 alten Bilder erscheinen wie aus einem Gusse. Es muß aber betont werden, daß der Stil des Meisters über Böhmen hinaus, nach Italien hinweist. Die abgeklärte Ruhe seiner schön gebildeten Gestalten erinnert zu sehr an die Werke toskanischer Maler des 14. Jahrhunderts, an die frühen Sieneesen und

Florentiner. Die Technik der Brokatgewänder, die Dogenmützen der Könige, die bekrönenden Ziergiebel und andere Einzelheiten sind südliche Eigenart. Anklänge in der Komposition selbst fehlen aber durchweg, hierin erweist sich der Grauburger Meister als geistig selbständig, als schöpferisch veranlagte Kraft. Bisher sind andere Bilder des Grauburger Meisters nicht gefunden, er muß bald darnach ausgewandert oder verstorben sein, aber es mag auch etliches von seinen Werken in anderen Kirchen des Kulmerlandes gestanden haben,



Anbetung des Christkinds durch Maria
Innenseite des rechten Innenflügels am Grauburger Altar

wo es dann in den schweren Kriegen des 15. Jahrhunderts zugrunde ging. Diese Kriege sind wohl auch schuld daran, daß wir in Preußen keine Schulnachfolger des Grauburger Meisters finden, in jeder Hinsicht steht er vereinzelt da, wie ein glänzender Meteor. Aber die Schönheit des Werkes wurde zugleich sein Schutzgeist. Als 1667 der Domherr Johann Ludwig Strzesz die Visitation des Bistums Kulm begann und Kirchenbeschreibungen verfaßte, die heute eine der wichtigsten Quellen preußischer Kunstgeschichte geworden sind, nennt

^{*)} Neuwirth, die Beziehungen des Grauburger Altarwerks der Marienburg zur altschönmischen Malerei. Prag 1918, Komm.-Verlag J. G. Calbe.

er auch die Altarbilder „Das Bild des Todes der Maria, Werk einer ausgezeichneten Kunst (insignis artificii), wird von doppeltem Verschluß, nach Art eines Schreines geschützt; auf den Türen sind die Geheimnisse des Leidens Christi mit kundigem Pinsel gemalt.“

Im September 1795 gestattete die Regierung dem katholischen Stadtpfarrer von Graudenz

den Abbruch der Schloßkirche zur Instandsetzung des Pfarrturmes. Damit wurde der Unter gang eines Bauwerkes besiegelt, an dem noch Stresz 1667 den prächtigen Aufwand und die verehrungswürdige Erhabenheit rühmte. Der Altar kam in die städtische Pfarrkirche, wobei er in zehn einzelne Tafeln zerlegt wurde; später gelangte ein Flügelbild in die Friedhofskapelle und sieben Flügelbilder wurden dem 1884 eröffneten Kunstgewerbemuseum in Danzig überwiesen. Nur die beiden Mittelbilder blieben in Graudenz, aber aller Orten waren die

Bilder ungünstig aufgehängt, ohne Verständnis für ihre künstlerische Bedeutung. 1890 wurden die Bilder von Müngenberger eingehend besprochen und in ihrem Werte richtig erkannt, doch blieb dies zunächst weiteren Kreisen unbekannt. In den Jahren 1907 und 1912 gelang es dann dem Geheimen Baurat Steinbrecht, sämtliche Bilder für die Marienburg zu erwerben und sie, wie einst, zum einheitlichen Altaraufsatz zusammenzufügen. Seit dieser Zeit erwachte auch die Teilnahme der Kunstschriftsteller an

diesem Werke; Burger, Dergel, Ehrenberg, Kutter und zuletzt Georg Dehio besprechen es mehr oder minder ausführlich. 31 Burgen von Komtureien oder ihnen gleichstehenden Verwaltungsbezirken hatte der Orden in Preußen und Pommern; die Zahl aller baulich bedeutsamen Burgen mag mehr als 50 betragen haben. Aus allen diesen Burgen haben wir nur diesen

einen Altar! Daraus kann man ermessen, wieviel uns verloren gegangen ist. Die letzten vier Jahrzehnte vor 1410 müssen außerordentlich fruchtbar gewesen sein und eine ganze Schar von Malern fand hier lohnende Beschäftigung, worüber auch genügend urkundliche Ueberlieferungen erhalten sind.

Jetzt ist der Graudenz Altar wieder in eine Ordensburg eingekehrt und macht sich dem Gedanken dienstbar, der das Unternehmen der Marienburger Schloßwiederherstellung leitet. Die Marienburg soll uns in der baulichen Form und Ausstattung die



L. Kubnt phot.

Auferstehung Christi

Außenseite des rechten Innenflügels am Graudenz Altar, Marienburg

Kunst des Mittelalters vorführen und zugleich zeigen, wie die Kunst nur ein Teilgebiet der menschlichen Kultur ist. Die Verfassung des Ordens, die äußeren Lebensgewohnheiten und die geistigen Anschauungen der Ordensbrüder: alles spiegelt sich in diesem großen Bauwerk. An dem Graudenz Altare können wir aber beurteilen, wie sich das religiöse Empfinden und das Schönheitsbedürfnis der damaligen Menschen verbanden, um Werke von solchem unvergänglichen Werte zu schaffen.

Ohne Namen

Alles was zart ist, teilt das Geheimnis, offene Gesichter hellbunter Blümchen, milden Wassers schwankende Haut, hoher Wolken geruhiges Schweben,

lispelnder Blättchen plaudernder Laut. Alles was zart ist, redet so lieblich von Ruhe und Süße, von himmlischen Freuden, im Kühlen, im Leichten, im Lichten und Feuchten.
Von Elisabeth Siewert

Graudenz und die Feste Courbiere

Von Paul Fischer

Das weithin im Kulmerlande und in Pommerellen sichtbare Wahrzeichen der Weichselstadt Graudenz ist der zinnenlose Rundturm der verschwundenen Komturei der Deutschritter auf dem Schloßberge, und das historische Kennwort, das mit dem Namen des lieben, alten Graudenz, als der preußischen Stadt und Festung, innig verbunden ist, lautet: Courbiere!

Wer aus dem Flachlande des Westens, von der Tuchler Heide her je auf der Eisenbahn von Łaskowiz nach Graudenz fuhr, ob Einheimischer oder Fremdling, war sicherlich stets freudig berührt oder überrascht von der Schönheit und Wucht des Landschafts- und Stadtbildes, das sich von der Eisenbahnbrücke aus, die über die Weichsel führt, darbot.

Die mächtige eiserne Brücke, ein gediegenes Werk deutscher Ingenieurkunst der 70er Jahre, mit den Brückenköpfen 1140 m lang, ruht mit ihren graugelblichen eisernen Jochbögen auf zwölf Granitpfeilern und spannt sich über die hier beinahe 500 m breite Weichsel und über die bei Hochwasser und Eisgang vom gewaltigen

Strom überfluteten Weidenkämpfen der Schwetzer Niederung, deren fruchtbare Felder und von deutschen Bauern schon seit pommerellischer Herzogszeit bewohnte Dörfer durch starke Dämme und Deiche, die sich von Sartowiz bis Neuenburg hinziehen, schon seit den Tagen des Ordenslandmeisters Meinhard von Querfurt gesichert sind. Auf dem rechten Ufer des Stromes, wie Kulm und Thorn, liegen die Stadt Graudenz und die Feste Courbiere.

In die Zeit unmittelbar nach dem Friedensschluß mit den Pruzzen im Jahre 1249 fallen die ersten Anfänge der Ortschaft Graudenz. Am östlichen und südlichen Fuße des Burgberges siedelten sich Troßleute des Ordens, Handwerker und Kaufleute aus dem Deutschen Reiche an, unter Schutz und Pflégshaft des Ordens. Am 18. Juni 1291 wurde der Ansiedlung Graudenz vom Landmeister Meinhard von Querfurt die Stadtkunde mit kulmischem Rechte verliehen, als Zeuge wird u. a. der „kumpthor zu Graw-

denz Bruder Gunter von Schwarzburgk“ genannt. Der Verleihungsbrief von 1291 ist noch im städtischen Archiv erhalten, auch befißt die Stadt Graudenz noch heute das in der Urkunde bezeichnete Gelände, hin bis zum Rudniker und Rondfener See. Die alte Form der Stadt war ein Viereck, gebildet von dem Gebiete, das die Speicherstraße, ein Teil der Trinkestraße, die Grabenstraße und eine nach dem Schloßberge sich hinziehende Mauer umschlossen. Das Lessener oder Marienwerderer Tor, im Nordosten der Stadt, und das Thörner Tor im

Süden (das noch Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten war) bildeten die Haupteingänge zur Stadt. Die Marienwerderer Straße, mit der Verlängerung Lindenstraße, ist noch heute die Hauptverkehrsstraße. (Die Namen sämtlicher Straßen und Plätze von Graudenz sind seit der polnischen Besitzergreifung 1920 polnisch entweder übersetzt oder ersetzt.) Vom Wassertore zog sich, die Speicher-

straße entlang, die Auffahrt zur Burg. Zur Ordensritterzeit bestand die Komturei aus Vorburg und Haupthaus. Bei Terrassierung des Schloßberges an der östlichen

Seite im Sommer 1902 ist noch ein großer Teil der ehemaligen Vorburgmauer in der Längsrichtung des Schloßbergrestaurants „Weinberg“ (zur Ordensritterzeit wuchsen dort Reben) bloßgelegt und unter Verwendung neuer Ziegel zu Grotten umgeschaffen worden. Vorburg und Haupthaus waren durch einen trockenen, ausgemauerten Graben getrennt. Im Burggraben ist jetzt ein Kinderspielfeld.

Auf dem ehemaligen Burgwallumgange (Parkham) ist 1872 zur Erinnerung an die am 28. September 1772 erfolgte Huldigung der preußischen Stände im großen Remter der Marienburg ein Obelisk errichtet worden mit der Inschrift von der Huldigungsmedaille Friedrichs des Großen: „Regno redintegrato Fides praestita Marienburgi 1772“. Der große welthistorische Sinn der Wiedergewinnung des deutschen Kulmerlandes Westpreußen, der Rettung und Fortführung des deutschen Kulturwerkes des Deutschritterordens, nachdem auch die Stadt



De J. Hummel Courbiere

Graudenz 300 Jahre lang, vom 2. Thórner Frieden 1466 bis 1772, unter polnischer Herrschaft gewesen war, wird durch die Worte: „Der wiederhergestellten Herrschaft Treue gelobt“ zu schlichtem Ausdruck gebracht. Das heruntergekommene Städtchen Graudenz mit der verfallenen Burg zählte 1772 kaum 2000 Einwohner in 146 Feuerstellen (Wohnhäusern) und hatte zehn „wüste“ Plätze. Der väterliche Preußenkönig sorgte für das „Retablissement“, die Ziegeln der Burg wurden zu allerlei notwendigen Bauten verwertet.

In der Nähe des alten dicken Rundturmes, des Bergfriedes (altdeutsch Berchrit von „bergen“ und frit, Freiheit, Schutz), der noch jetzt etwa 20 m hoch ist und seine Bekrönung erst gänzlich 1807 verlor, befand sich der Burghofbrunnen. Der Graudenz Altertumsverein hat ihn aufgedeckt und 1895 wiederherstellen lassen, mit einer Umwehrung aus geschliffenem rötlichen Kunststein. Der Brunnen ist 50 m tief und hat $2\frac{1}{2}$ m im Durchmesser. Auf einer Kunststeintafel liest man die (von dem Altertumsforscher und weiland Gymnasialdirektor Dr. Anger verfaßten) Verse:

„Lang‘ hast labenden Trunk du gespendet
den Rittern des Ordens,
Lange vergessen geruht, zürnende Rize des
Quells!
Lächle versöhnt nun wieder! Es strahle dein
offenes Auge
Wieder des Himmels Blau, Wolken und
Sterne zurück!“

Von der Plattform des Schloßturmes aus, der im Volksmunde auch die aus dem polnischen Worte „klinik“, d. h. Keilpflock, gebildete Bezeichnung „Klimmek“ führt, d. h. ein Klimmer in der Ecke, in andere Burgbefestigungen hineingefügt, genießt man eine entzückende Rundschau auf Stadt und Weichseltal. Im Norden grüßen Neuenburg, im Süden die Türme des altehrwürdigen Kulm, drüben im Westen dehnt sich die fruchtbare Niederung aus mit den schönen deutschen Dörfern, in denen viele Mennoniten Musterwirtschaften und behagliche Heime geschaffen haben. Auf 20 Kilometer ist der gewaltige Weichselstrom übersehbar mit den beiden Graudenz Brücken (die „Armierungsbrücke“, nahe der Trinkemündung, oberhalb der Eisenbahnbrücke, entstand im Weltkrieg und vermittelt den Verkehr mit „Jenseit“) und den Schiffen und Holztrafen, die von Thorn her heranschwimmen; mitunter be-

leben auch die flinken, schlanken Boote des Graudenz Rudervereins das Bild auf dem Strome.

Aus einer Seitenpforte des noch heute erkennbaren Wassertores, am südlichen Ende der Speicherstraße, gelangt man über eine Treppe zum Fährplatz, der seit 1905 zu einem gepflasterten Deckwerk umgewandelt ist, als Anlagebollwerk für Fahrzeuge dient und durch seine Uferbefestigung dazu beiträgt, daß der Schloßberg, an dessen Fuße sich bei Eisgang oft große Massen an türmten, nicht etwa unterspült wird.

Am Fährplatz lag auch der Fährkrug, in dessen Hausflur im März 1838 der kgl. preussische Staatsgefangene weiland Jenerseer Studiosus Fritz Reuter aus Stavenhagen, der spätere plattdeutsche Dichter, vor der Fahrt nach der Festung („Ut mine Festungsid“) auf den Wagen gewartet hat. Nach dem Weichselseisgange Ende der 80er Jahre ist dieses alte Fährhaus abgebrochen worden.

Das vorn in diesem Heft in kleiner Autotypie wiedergegebene Ölgemälde des 1902 verstorbenen Graudenz Landschaftsmalers Gustav Breuning, dessen Bilder übrigens auf Kunstaustellungen in Stettin (B. war aus Pommern gebürtig), Königsberg, Danzig Beachtung gefunden haben, stammt aus dem Jahre 1889. Es ist nicht nur ein Werk ostdeutscher Heimatkunst, das eine charakteristische Seite des alten Graudenz ausprägt, sondern es hat noch einen ganz eigenen „lokalen“ und provinziellen Wert: die im Mittelgrunde versammelten Männergruppen, für den genauen Kenner von intimer Reiz wegen der vorzüglichen Erfassung des ganzen, schon allein in der Körperhaltung gekennzeichneten Wesens, sind Persönlichkeiten, die Jahrzehnte für Stadt und Provinz mit großer Liebe und in tüchtiger Arbeit gewirkt haben. Mit Ausnahme des ehemaligen Landrats und Landtagsabgeordneten Conrad-Fronza weist keiner der hier Dargestellten mehr unter den Lebenden. Da steht z. B. neben dem Maler Breuning selbst, der Skizzen vorzeigt — und Jahrzehnte lang hat dieser ostdeutsche Meister menschlicher Zeichensorgfalt immer wieder landschaftlichen Motiven der Graudenz Weichselgegend neue Seiten abgewonnen —, im Gespräch mit einem Ehrenbürger von Graudenz, weiland Landgerichtspräsident Wegki, Ehrensenior des preussischen Provinzialjägerbundes. Zwei andere Ehrenbürger (rechts), der in Deutschland bekannte Botaniker, frühere Apothekenbesitzer Scharlock und Kanzleirat, ehem. Stadtkarwar

und Chronist Froelich, grundverschieden in ihrer Weltanschauung, zähe in der Verfolgung idealer Ziele. Scharlock hat z. B. durch unermüdlige Forderung bewirkt, daß die 1858 auf Antifisten einer Jesuitenmission aus der katholischen Kirchmauerpforte freventlich herausgemeißelte Inschrift: „Wir glauben all' an einen Gott und die Liebe vereinigt uns alle!“, wenigstens an der Herberge zur Heimat, 1897, angebracht wurde. Froelich, ein eifriger Altertumsforscher, wie Dr. Anger, der ehem. Gymnasialdirektor (in einer anderen Gruppe), hat den alten Burgbrunnen ermittelt. Alle diese Männer: „Alte von Graudenz“!

Auf der Hochebene, die im Süden des Schloßberges den Übergang zur Graudenz Stadtalmulde bildet, stehen noch die wenigen Gebäude des Gemeinwesens, die

Jahrhunderte überdauert haben, ohne das Wesentliche ihrer äußeren Gestalt einzubüßen. Die im gotischen Stile erbaute katholische Pfarrkirche St. Nikolai gehört zu den ältesten deutschen

Baudenkmälern der Provinz Westpreußen, sie stammt aus 1300. Bei dem großen Brande Ende August 1659, als der polnische Kronmarschall Lubomirski die von den Schweden (von 1655 ab) besetzte Stadt und Burg „berannt“ und in die Stadt hatte Feuerbrände hineinwerfen lassen, blieb nur die Nikolaikirche mit 15 Häusern und 6 Speichern verschont. Die Kirche besitzt als besondere Sehenswürdigkeiten einen uralten Taufstein mit Hochreliefs, bronzene, frühgotische Altarleuchter, an der Kanzel sind feine, in japanischer Manier von Jesuiten des 18. Jahrhunderts hergestellte Medaillons mit vergoldeten Ornamenten auf schwarzem Grunde eingelassen, die wertvollen Marienbilder, der ehemalige Flügelaltar aus der Burgkapelle sind jetzt im Besitz der Marienburger Schloßbauverwaltung und in der Lorenzkirche, Marienburger Vorburg, aufgestellt. (Siehe den Aufsatz

von Baurat Schmid-Marienburg in diesem Hefte. Die Schriftl.)

Das Städtische Museum, dessen geistiger Urheber der Vorjizende der Altertumsgeellschaft Gymnasialdirektor Dr. Anger war, ist durch eine testamentarische Stiftung (60 000 M.) des im Jahre 1901 in Berlin gestorbenen früheren Besitzers des Graudenz „Geselligen“, Gustav Röhre, ermöglicht worden, Stadt und Staat haben 100 000 M. zu diesem finanziellen Grundstock zugeschoffen.

Ein besonderes Courbiere-Museum bestand vor dem Weltkriege in zwei Zimmern des alten

Gouvernementsgebäudes auf Feste Courbiere, das einige Jahre Offizierkasino des 8. Westpreuß. Infanterieregiments Nr. 175 war. Die Sammlung war in der ehemaligen Dienstwohnung des „Helden von Graudenz“ durch Oberst v. Bafedow eingerichtet worden, sie enthielt u. a. Gegenstände aus dem Nachlaß Courbieres, gestiftet von der Familie (die jetzt noch in Pom-



Aufn. von P. Zischer

Das alte Gouverneurhaus auf Feste Courbiere

mern Landbesitz hat), ferner Karten, Pläne, Kugeln, Torchlüssel, preußische und französische Waffen von 1806/07, Bilder von Courbiere und anderen preußischen Offizieren, farbige Truppenzeichnungen usw. Das Hauptstück ist das wie eine Skulptur aus Eichenholz hergerichtete Originalmodell der in der Berliner Ruhmeshalle aufgestellten Kolossalbüste Courbieres von Wolf, in 1½ m Höhe. (Nach dieser Büste ist die Photographie angefertigt.) Bei dem Umzuge des Regiments nach einer der vielen Kasernen der Stadt Graudenz wurde die ganze Sammlung der Stadt übereignet und erhielt im Städtischen Museum einen besonderen Raum.

In dem einstöckigen, schlichten Gouverneurshaus, das jetzt von stattlichen Linden und Kastanien beschattet wird, in seiner Dienstwohnung, hat Gouverneur Courbiere jene geschicht-

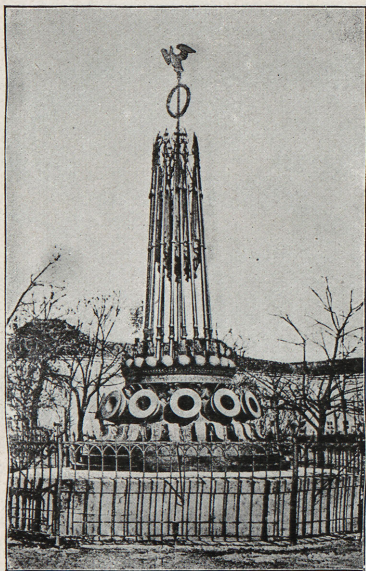
lich denkwürdige Unterhaltung mit dem Oberstleutnant Aimé, einem Adjutanten des französischen Generals Savary, gehabt, in deren Verlauf Courbiere, unter Hinweis auf eine Briefstelle mit dem Verlangen zur Uebergabe der Festung, und zwar in französischer Sprache, erklärte: „Ihr General sagt mir hier, daß es einen König von Preußen nicht mehr gibt, da die Franzosen seine Staaten besetzt halten. Nun wohl, das kann sein, aber wenn es auch keinen

König von Preußen mehr gibt, so existiert doch wenigstens noch ein König von Graudenz“. D. h. also, so besitzt der König Friedrich Wilhelm III. doch immer noch als König das Gebiet der Festung Graudenz. Als „König von Graudenz“ hat sich der bescheidene, pflichttreue preussische Offizier, dem jede theatralische Pose fremd war, niemals bezeichnet, wie unter vollständiger Verkenning des Charakters von Courbiere und ohne genaue Kenntnis des von einem Enkel Courbieres überlieferten französischen Wortlauts: „... mais, s'il n'y a plus un roi de Prusse, il existe au moins encore(!) un roi de Graudence!“ in unzähligen Geschichts- und Lesebüchern irrtümlich verbreitet worden ist. Sich selbst hat Courbiere das Königtum seines ehrlichen Namens erhalten. Guilleaume

René de l'Homme de Courbiere (seinen Namen schrieb er ohne Akzent auf dem e, und auf Briefe französischer Generale hat er grundsätzlich nur in deutscher Sprache geantwortet) war am 28. Februar in Maastricht als Sohn eines holländischen Majors geboren. Die reformierte Familie war infolge Aufhebung des Ediktes von Nantes ausgewandert und stammte aus der Gegend von Grenoble in Südfrankreich. 1756 war Wilhelm Renatus von Courbiere als Ingenieurkapitän in preussische Dienste getreten. Bei Siegnitz und Torgau zeichnete er sich so

aus, daß ihm Friedrich d. Gr. den Orden pour le mérite verlieh. Die Courbiereschen Kinder unterrichtete, als Courbiere nach dem Hubertusbürger Frieden Kommandant in Emden war, eine Zeit lang der Dichter Johann Gottfried Seume, der als Angeworbener und Deserteur der Humanität Courbieres sein Leben verdankte. Im Kriege gegen Frankreich unter König Friedrich Wilhelm II. General, führte Courbiere siegreich preussische Gardetruppen,

1792 nahm er Verdun, Oktober 1806 erhielt er in der Garnison Goldap den Befehl von König Friedrich Wilhelm III. zur Übernahme des Gouvernements der Feste Graudenz. Dort ist er auch — am 23. Juli 1921 waren 110 Jahre nach dem Tode des Gouverneurs und Feldmarschalls Courbiere verfloßen! — gestorben. Im Kommandanturgarten der Feste, hoch oben auf Bastion III, liegt unter Lindenbäumen die Ruhestätte Courbieres und seiner Gemahlin. Bald nach dem Frieden der Befreiungskriege hat König Friedrich Wilhelm III. auf Staatskosten dem Verteidiger der Feste ein eigenartiges militärisches Denkmal, nach einem ursprünglichen, aber ganz veränderten Entwürfe Carl Friedrich Schinkels, inmitten der Feste errichten lassen. Über kreisrund zusammengestellten Mörsern tragen Adler ein Spruchband,



Denkmal für den General-Feldmarschall de l'Homme de Courbiere auf der Feste Courbiere 26. Mai 1815 eingeweiht

alles aus Erz, mit der Inschrift: „Ihm, dem unerschütterlichen Krieger, verdankt König und Stadt die Erhaltung dieser Feste.“ —

Auf der unbewegungen Feste Courbiere, die 1870/71 französische Kriegsgefangene, darunter auch General Saussier, barg, walten jetzt, wie in der Stadt Graudenz, die verbündeten Franzosen und Polen. Graudenz ist keine deutsche Stadt mehr, 8000 Familien sind bis jetzt abgewandert nach Deutschland, und mit tiefer Wehmut gedenken sie des lieben alten Graudenz an der Weichsel.

Eisbrechdampfer auf der Weichsel bei der preussischen Strombauverwaltung

Der Eisaufbruch der Weichsel im Vorfrühling und der dann folgende Eisgang sind von jeher gefährlich gewesen, namentlich wenn sich infolge anhaltenden Frostes eine sehr starke Eisdecke gebildet hat. Streckenweise erlangt das Kernes eine Dicke von einem Meter und darüber. Oft entstehen Eisversetzungen bis auf den Grund, und die Folge sind Damnbrüche und Überschwemmungen in den gesegneten Weichselniederungen. Das seit Jahren erprobte Hauptmittel gegen Eisversetzungen ist der Aufbruch der

Eisdecke von der Mündung an stromauf durch Eisbrechdampfer.

Die preussische Strombauverwaltung hatte zu diesem Zwecke allmählich eine ganze Flotille kleiner, möglichst flachgehender Eisbrechdampfer mit sehr starken Maschinen erbauen lassen. Unser Bild zeigt zwei dieser Dampfer in Tätigkeit. Von den Eisbrechdampfern wird nicht die Eisdecke der ganzen Strombreite, sondern

nur eine Rinne von 100 bis 150 Metern Breite gebrochen, und zwar arbeiten zwei Dampfer gleichzeitig in einem Abstände von etwa 50 Metern, während andere Dampfer hin- und herkreuzen, um für ein glattes Abtreiben des ge-

brochenen Eises zu sorgen und die gebrochene Rinne zu verbreitern. Beim Brechen fahren die Dampfer mit voller Maschinenkraft stromauf gegen die Eisdecke und schieben sich, da ihr Vordersteil emporragt, auf das Eis hinauf, worauf dieses durch das Gewicht der Dampfer zusam-



Phot. J. Gihl, Thorn

Eisbrecher auf der Weichsel

menbricht. Als dann setzen sich die Dampfer rückwärts in Bewegung, lassen die Eisschollen abtreiben und nehmen einen neuen Anlauf aus etwa 100 m Entfernung. In dieser Weise wird auch nachts unter Beleuchtung durch elektrische Scheinwerfer gearbeitet.

Bei günstigem Wetter und Wasserstande ist es schon gelungen, den ganzen bisher preussischen Stromlauf der Weichsel von 222 Kilometer Länge in vier Wochen aufzubrechen.

Abend an der Weichsel

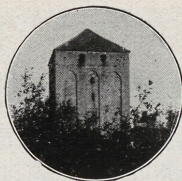
Von Franz Eüdtké

Haftig, ein stürmender Reiter, die graue Wolke flieht,
längs der dämmernden Ufer ein Schwarm von Krähen zieht.
Kalt über Wiesen und Moore schleift der Abendwind,
schäumend um Schilf und Buhnen die dunkelnde Weichsel rinnt.

Einjam auf steilen Stegen wandern wir Hand in Hand,
schreiten über die Äcker hin durch des Lebens Land;

Tragen im Herzen beide tief, tiefernste Ruh ...
Feierlich walt der Strom der ewigen Heimat zu.

Roggenhausen



Von Paul Fischer

Eine der schönsten Landschaften des Kulmerlandes, im Kreise Graudenz, ist die bewaldete Bergkuppe Roggenhausen mit den Ruinen einer Deutschritterburg, an deren Fuße die Gardenga in die Ossa mündet, unweit der Chaussee von Graudenz-Lessen, die schon im Jahre 1285 als wichtige Straße nach Christburg erwähnt wird, „via de Rogosen in Christpurh“. Mit Wagen ist Roggenhausen von Graudenz aus (15 km) in zwei Stunden zu erreichen, Roggenhausen ist auch Bahnstation, aber vom Dorfe Roggenhausen $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt, an der Strecke Graudenz—Garnsee—Marienwerder, also in der Nähe der jetzigen polnisch-ostpreussischen Grenze. Für den Wanderer ist der Weg durch das anmutige Ossatal vorzuziehen, von Bahnstation Boguschau am Melnosee vorbei, über Dorf und Mühle Slupp. Durch den schlimmen „Frieden am Melnosee“ 1422 verlor der Deutschritterorden Samaiten, das Verbindungsglied zwischen dem östlichen ostpreussischen Ordensgebiete und dem baltischen Ordenslande, Kurland, Livland, Estland, das an Polen-Litauen abgegeben werden mußte. Ernst Wichert erwähnt den Melnosee (in dessen Nähe auch die große Burgruine Rehden liegt) in seinem Roman „Heinrich von Plauen“. Hochmeister Heinrich von Plauen, der Erretter der Marienburg, nach der Schlacht bei Tannenberg, war nach seiner Absetzung vom Hochmeisteramt (1413) Komtur der Engelsburg, die auf dem Wege Graudenz—Rehden lag. Das Gut „Mühle Slupp“ ist eine sehr alte Siedlung. Hier war um das Jahr 1000 die Grenze zwischen Kulmerland und Pruzzenland, der Ort Slupp hat seinen Namen von „Grenzpfahl“. Bei Slupp fließt die Ossa durch ein windungsreiches, tiefes Tal, dessen Hänge mit herrlichem Laubwald bestanden sind. Auch das Gardengatal und der Burghügel von Roggenhausen mit seiner ganzen Umgebung können einen Vergleich mit dem schönen Thüringer Hügellande sehr wohl aushalten.

Roggenhausen oder Roghus hat seinen Namen als ein auf einem Bergücken, rog, gelegenes festes Haus der Deutschritter. Mehr als zwanzig Türme gehörten einst zur Befestigung dieser

Bergwaldburg an Ossa und Gardenga. Seit 1285 war sie Sitz eines Komturs des Deutschritterordens, seit 1333 Vogtei. Nach der Schlacht bei Tannenberg (1410) fiel Roggenhausen durch Verräterei der Eidhehsenritter des Kulmerlandes in die Hände der Polen. Während des 13-jährigen deutschen Bürgerkrieges im Ordensritterstaate wurde die Burg Roggenhausen von den „Verbündeten“ behauptet, und nach dem Thorner Frieden von 1466, der den westlichen Ordensstaat Polen angliederte, wurde Roggenhausen Sitz eines polnischen Starosten, 1590 wurde es kgl. polnisches Tafelgut, 1628 von den Schweden besetzt, wobei der Schwedenkönig Sprengversuche mit einer neu erfundenen Mine anstellen ließ, die viel von dem gewaltigen Mauerwerk zerstörten, ein großer Brand 1454 hatte auch schon Zerstörungen an der Burg angerichtet. Nach der preussischen Besitzergreifung (1772) wurde Schloß Roggenhausen kgl. preussische Domäne, auf der Vorburg wurde ein Pächterhaus errichtet und ein Garten angelegt, Mauermaterial vom verfallenen Haupthause und den Befestigungsmauern wurde zum Bau der Feste Graudenz und zu allerlei wirtschaftlichen Bauten verwendet. Seit 1836 war die Staatsdomäne Roggenhausen in Pacht der Familie v. Kries und der musterhafte Wirtschaftsbetrieb hat sich auch in der schwierigen Weltkriegszeit bewährt. Die preussische staatliche Baudenkmalpflege des 19. Jahrhunderts hat dafür gesorgt, daß der mächtige, eigenartige, siebenstöckige Torturm (siehe das Bildchen) unter Dach wohl erhalten geblieben ist und ebenso ein kleiner, 5 m dicker Rundturm an der Südostecke der Schloßbergvoormauer, deren verwitterte Reste wie Felsen zwischen Tannen und Buchen ragen, als „Luginsland“ und als charakteristisches Beispiel der Ordensritter-Baukunst stilgerecht wiederhergestellt worden ist. Der Torturm ist 21 m hoch, viereckig mit 11 m Seite und von 2,75 m Wandstärke. Die Durchfahrt ist mit einem flachen Tonnengewölbe überdeckt, der vordere Torbogen mit Fallgatterbahn versehen, im unteren Geschosse ist die Anlage eines Pfortnerstübchens noch erkennbar.



überschwemmtes Gebiet der Thorner Niederung

Der landschaftliche Charakter der Thorner Gegend

Von R. Heuer

Es ist eine in Deutschland weitverbreitete Anschauung, der Osten sei arm an landschaftlicher Schönheit. Schriftsteller und Dichter haben kaum jemals unsere Hügel und Seen, Wälder und Flüsse gepriesen, während sie von jeher Thüringen, Schwaben, die Rheinlande in immer neuen Tönen besungen haben und noch besingen. Und doch ist es nur ein Vorurteil, daß der Osten reizlos sei. Nein, nicht reizlos, sondern nur unbekannt, unverdientermaßen unbekannt! Das gilt im besonderen auch von der Thorner Gegend. — Gewiß, sie kann sich mit der Herrlichkeit des Hochgebirges, der waldigen Meeresküste nicht messen, aber dem, der sie offenen Auges durchstreift, offenbart sie eine Fülle eigenartiger Schönheit.

Vor allem ist es die Weichsel, die dem landschaftlichen Bilde den charakteristischen Zug einzeichnet. Wie rauscht sie wild und breit daher, wenn die schäumenden, braungelben Frühjahrshochwasser von den Karpathen und polnischen Ebenen her sich zur Ostsee drängen und nicht selten über die Ufer treten, die Niederungen überschwemmen und einen großen Teil der Thorner Umgegend zu einem wüsten, meilenbreiten See machen: ein aufregendes, beängstigendes Schauspiel! Wie zieht sie ruhig, majestätisch im Frühsommer ihre Bahn inmitten grüner Wiesen und Saaten, beladen mit Holztrafen und ihren singenden, fidelnden galizischen Flissaken! Im Hochsommer freilich schleicht sie ermattet dahin; riesige Sandbänke, auf denen sich zuweilen ein urwüchsiges Freibadleben regt, hemmen ihren Lauf, und die Schiffe haben Not, eine sichere, tiefe Fahrrinne zu

finden. Aber wenn dann die Herbstregengüsse für neue Auffüllung sorgen, zeigt sie sich wieder in ihrer vollen Kraft. Und nun gar erst im Winter! Dicht bedeckt mit knisternden Eisschollen, rauscht sie unheimlich bei den altert grauen Mauern und Türmen vorbei, anzusehen wie ein Märchen aus Nordpollanden, jeden Verkehr unmöglich machend, bis die Eismassen irgendwo sich über- und untereinander schieben, sich auftürmen und den Strom stauen und dann den Fluß unter eine feste Decke nehmen, über die Menschen und Tiere und schwere Lastwagen wie auf festem Erdboden sich fortbewegen können. Viele Wochen lang liegt in manchen Jahren das Eis fest, bis es endlich wieder mit donnerähnlichem Getöse seine Fesseln sprengt und in die Ostsee schwimmt.

Wer jemals im Sommersonnenschimmer etwa vom hohen Steilufer dicht oberhalb der Weichselbrücke über der weiten, stromdurchglänzten Au gestanden hat — weit im Osten die waldigen Höhen des ehemaligen Rußland, im Süden das Dorf Rudak, anmutig im Grünen mit seinem schmucken Kirchturm gelegen, im Hintergrund die sandigen Höhen des Schießplatzes, westwärts die leichten, kühn geschwungenen Bogen der genau einen Kilometer langen Eisenbahnbrücke, dann die massigen Türme der Kirchen Thorns und noch weiter stromabwärts das Städtchen Podgorz vor Augen —, oder wer etwa gar drüben vom Niedermühler hohen Waldufer aus seine Augen auf dem wundervollen Bilde ruhen ließ — jenseits der Weichsel die schönen Niederungsdörfer Gurske und Scharnau, dahinter die Ränder der „Höhe“, des Kulmerlandes mit der

Burgruine Birglau, und im Osten die ferne Stadt —, dem ging sicherlich das Herz auf im Anblick solcher Herrlichkeit.

Die Thorner Niederung zeigt nicht die Großartigkeit und Geschlossenheit etwa des Werders oder auch nur der Kulmer Niederung; sie ist zerstückelt, auch nur zum Teil durch Dämme geschützt, im übrigen aber doch ebenfalls ein wichtiger Zug im Gesamtbilde der Thorner Gegend: schwarze Erde, fette Wiesen mit zahlreichen schwarzweißen Rindern, üppige Saatefelder, wohlhabende Dörfer. Und zwar fast rein deutsch. Zur Zeit des Deutschen Ritterordens mit deutschen Bauern besiedelt, lange im Besitz der einst ganz deutschen Stadt, hat ihre Bevölkerung ihren deutschen Charakter (und was hier fast stets damit zusammenhängt, ihre evangelische Art) bis heute treu bewahrt.

Anders die „Höhe“ nördlich der Weichsel, der Lehm Boden des alten Kulmerlandes. Das ist das Land der Großgrundbesitzer, der Weizen- und Rübenbauer (Kulmsee hat die größte Zuckerfabrik Europas!) und — der polnischen Instleute; allerdings schieben sich auch hier ansehnliche, fast rein deutsche Dörfer dazwischen. Viel Wohlhabenheit ist da zu finden. Doch sieht der Niederungsbauer immerhin etwas mitteilidig auf die Bewohner der Höhe und denkt: lieber in der Niederung erlaufen (bei Hochwasser und in nassen Jahren) als auf der Höhe verdursten (die Thorner Gegend ist eine sogenannte Trockeninsel mit äußerst geringer jährlicher Regenmenge).

Etwas sehr Wichtiges würde in dieser Skizze der Thorner Gegend fehlen, wenn wir — den Sand vergäßen; den Sand, der in der Eiszeit herangeschwemmt, gerade dicht um Thorn herum eine im ganzen wenig erfreuliche Zugabe zu der schönen Landschaft ist. Und doch fehlt es auch diesen sandigen Teilen nicht an Reiz

und Eigenart. Ich denke z. B. an die Steppenlandschaft südöstlich Rudak, wo — eine große Seltenheit! — an einer Stelle noch ein Bestand Ömerkirchen sich in unsere Tage hineingerettet hat; ferner an die riesigen Dünengürtel, die sich ebendort in uralten Zeiten gebildet haben, genau derselben Art, wie die Dünen unserer Ostseeküsten; und ich denke vor allem an die ausgedehnten Kiefernwälder, die diese Sandflächen und Dünenhöhen bedecken. Wenn man auf einen der Feuerwachtürme im Schirpiger Forst steigt, kann man meilenweite, dichte Wälder übersehen, die auf dem hügeligen Gelände erstarrten grünen Meereswogen gleichen. Auch nördlich der Weichsel gibt es weite, zusammenhängende Waldbestände, deren glückliche Besizerin zu einem großen Teile die Stadt Thorn ist.

Nein, die Thorner Gegend ist nicht arm an landschaftlicher Schönheit; sie ermöglicht dem, der wandern kann und mag, immer neue Entdeckungen. — Als wir noch in den ruhigen, glücklichen Friedenstagen vor dem Weltkrieg lebten, als noch zahlreiche Eisenbahnzüge zu sehr billigen Fahrpreisen verkehrten, pflegte ein kleiner Kreis wanderfroher, deutscher Männer in Thorn (spottsjüchtige Zungen nannten sie „Traber“) an jedem Dienstag nachmittag, zum Teil mit Benutzung der Bahn, in die weitere Umgebung der Stadt zu wandern. Welch herrliche, frohe, für Auge, Ohr und Gemüt erfrischende Stunden haben wir da miteinander verlebt! Wie klangen unsere Wanderlieder! Wie haben wir immer wieder Neues entdeckt! Seid begrüßt, ihr Wandergenossen, wenn euch diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten; ich bin überzeugt, ihr denkt alle noch so manches Mal in der alten, deutschen Heimat mit Freunden an unsere Stadt und ihre schöne Umgebung, und mit Mitgefühl an die wenigen, die hiergeblieben sind, um deutsche Kultur zu pflegen im jetzt polnischen Thorn!

Mascha

Wieviel helle Arme mich umschlangen,
soviel dunkle Blicke mich durchdrangen.

Denn, wenn erst der heiße Leib zertollt ist,
ahnt man leichter, was mit uns gewollt ist.

Aus den Bissen, die man hungrig säte,
wachsen milde heimliche Gebete.

Wer sich voll und wild und ganz besessen,
kann einander niemals ganz vergessen.

Und man bleibt nach oft gehaßten Stunden
irgendwie doch liebevoll verbunden.

Selig Dargel



Eigentum des Denkmalarchivs von Westpreußen

Dankster der Ordensburg in Thorn

Nachdruck verboten

Geschichtliche und persönliche Erinnerungen an Thorn

Von Oberst Immanuel

„Wohl manches Hundert Jahr ist's her,
Seit deutsche Männer, hoch zu Roß,
Mit scharfem Schwert, in blanker Wehr,
Gefolgt von waffentüchtigem Troß,
Das Weichselland nach blutger Schlacht
Dem deutschen Geiste heimgebracht.“

Bei diesen Dichternworten fühlen wir uns nach Thorn versetzt, an das Tor des Ostens, woher der Stadtname kommt, denn das Wappen stellt seit der ältesten Zeit ein Tor in der von drei Burgzinnen getürmten Mauer dar. Hier lag die Pforte des Zuganges aus dem Lande an

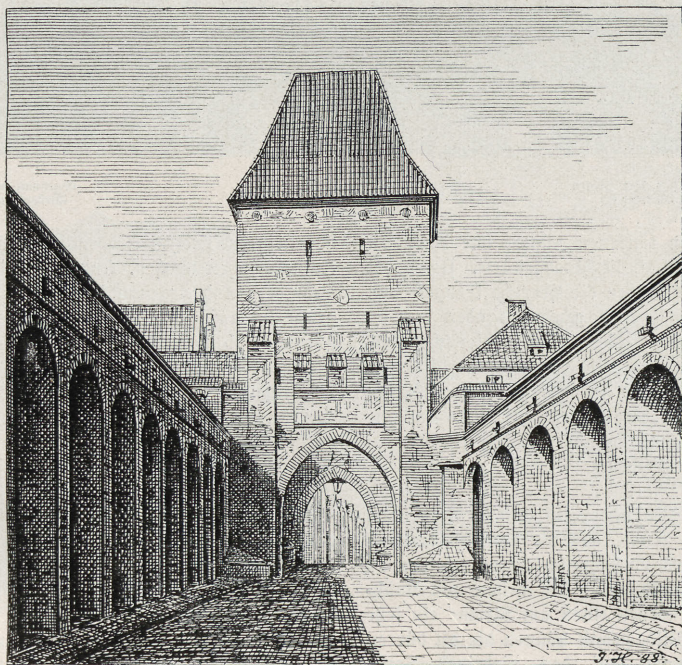
der Nege und Warthe, wo die Polen saßen, zu der von Wald und Seen bedeckten Hochfläche auf dem rechten Weichselufer, das die Masuren und Preußen inne hatten. Wo aber diese Volksstraße die Weichsel schnitt, durch welche die natürliche Verbindung zwischen Innerpolen und der Ostsee hergestellt wurde, da lag Thorn. Jeder Eroberer und Herr der umliegenden Lande mußte hier und gerade an dieser Stelle eine Burg bauen, an die sich die Handelsniederlassung ganz von selbst angeschlossen.

Unvergänglich schön ist für den Beschauer der

Blick auf Thorn, wenn er vom Westen her über die Weichsel kommt — schön in landschaftlicher wie in geschichtlicher und baulicher Hinsicht. Wie oft wurde der deutsche Offizier und Beamte, der aus dem „Reiche“ nach Thorn versetzt war, mit bedauerndem Achselzucken beklagt: „Ach, der arme, er kommt nach dem fernen Osten, nach Halbasien, in die allerunmittelbarste Nachbarschaft Rußlands!“ Wer aber auch nur einiges Gefühl für deutschen Sinn, für deutsche Gemeinschaft, für die Größe der deutschen Vergangenheit besaß, und wem das Auge für eine große, weite Natur offen war, der dachte sehr bald durchaus anders, nachdem er zu Thorn einigermaßen heimisch geworden war. Und das war man gar schnell. Der Blick von der Weichselbrücke, einer der mächtigsten Brückenbauten Deutschlands, prägte uns die verschiedensten Eindrücke und Bilder ein. Zunächst die Stadt selbst: vielgetürmt, von Zinnen und Hochbauten überragt, in geradezu malerischer Gestaltung wie ein Bild des reichen Ritter- und Bürgertums aus der Hochmeisterzeit am Strome entlang hingelagert. Namentlich wenn die Abendsonne die roten Backsteinbauten mit Feuergluten übergoß, der breite

Strom in allen Farben erschien, die ersten Nebel der Dämmerung sich geheimnisvoll auf den Auen dehnten, entfaltete sich ein Bild von zauberischen Reizen für den Freund einer zum Herzen sprechenden Natur. Nicht minder packend war eine Mondnacht auf der Weichselbrücke, wenn die Türme, Zinnen, Giebel der Stadt sich in silberigem Scheine heraus hoben, wenn über den Wirbeln und Strubeln des gleitenden Stromes das Mondlicht in unsicherem Glanze, tanzenden Wassernixen vergleichbar, gaukelte.

Blickte man bei hellem Tageschein stromab von der Brücke, so fand das Auge keine Grenze an den mit Buschgruppen und Gehölzen durchwirkten Wiesen und Auen. Stromaufwärts baut sich am rechten Ufer die aus bunten Häusern geschichtete Jakobsvorstadt am Steilrand auf. Weiter oberhalb beschreibt der Strom eine große Biegung gegen Südwesten, um sich zwischen Hügeln, Wäldern, Auen zu verlieren. Dahinter lag damals, umgeben von einem gewissen Schleier des Geheimnisvollen, das heilige, unermessliche Rußland, das Land der Rätsel, die sich aus lauter Fragen zusammensetzten. Der Weltkrieg hat viele dieser Fragen gelöst. Der



Eigentum des
Denkmalarchivs
von West-
preußen,
Nachdruck
verboten

Kulmer Tor
in Thorn,
abgebrochen
um 1890



Nach einer Aufnahme aus den 60er Jahren
im Denkmalarhiv von Westpreußen

St. Jakobskirche in Thorn

Eigentum des Denkmalarhivs von
Westpreußen, Nachdruck verboten

Koloß auf den tönernen Füßen, wie Bismarck einmal gesagt hat, ist herabgestürzt. Polen hat in den Weichsellanden die Herrschaft angetreten. Ist es dadurch besser geworden oder herrscht dort noch immer die gleiche malerische Vernachlässigung, über welche der Thorner Deutsche erstaunte, wenn er in den friedlichen Zeiten stillschweigender russisch-deutscher Grenzbuldung für einen Nachmittag über die Sperrgrenze bei Alexandrowo, Leibitsch, Strasburg nach Rußland hinüberflichte?

Man konnte in bezug auf Thorns Umgebung oft die Klage hören, daß die Landschaft etwas Eintöniges und vornehmlich Schwermütiges an sich habe. Gewiß bieten die weiten, mit Buschgruppen bestandenen Auen am Strome ein sehr gleichartiges Bild, gewiß können die oft dünnen Kiefernwaldungen auf den niedrigen Sand-

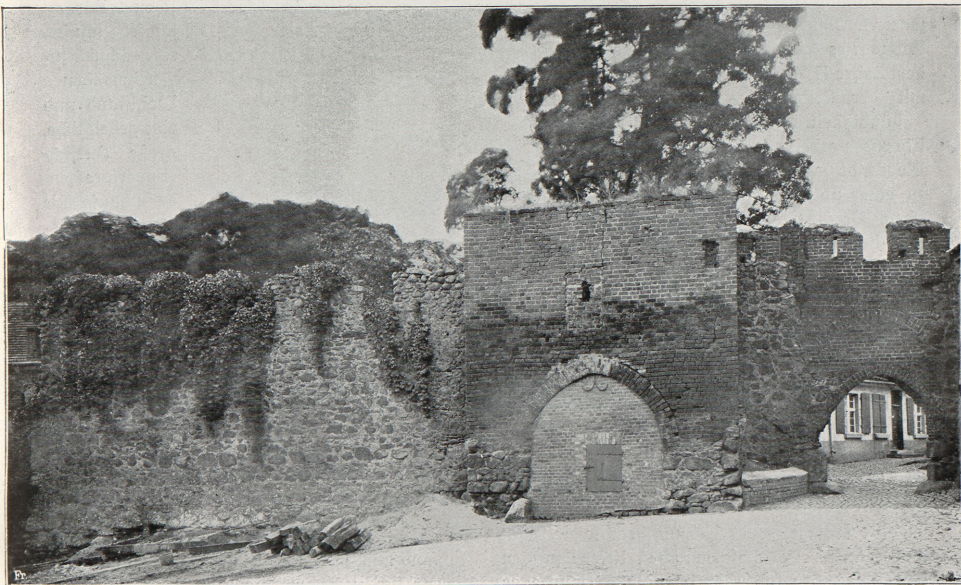
hügeln keine großen Ansprüche auf überragende Naturschönheit machen. Anderseits gibt es gegen Bromberg und Argenau hin sehr hübsche Waldgruppen, am Hochufer der Weichsel stromauf und stromab malerisch gelegene Ortschaften, auf der ganzen Hochfläche nordwärts Thorn aber prächtige Obstgärten, üppige Fruchtfelder, saftige Wiesenründe. Wer zu finden und zu sehen verstand, dem erschloß sich hier eine einfache, aber doch anziehende Natur, die man bald lieb gewann.

Die Stadt selbst ist eine wirkliche Fundgrube von erhebenden geschichtlichen Erinnerungen und baulichen Schönheiten erster Ordnung. Das Rathaus, das von 1260 stammende Schloß, die alten Stadtmauern an der Weichselfront, die Johannis-, Josephs- und Jakobskirche sind wunderbare Bauten aus der Zeit, als die Herren und Bürger

von Thorn auf der Höhe der Macht und des Reichtums standen. Zu den Bauten aus dem Mittelalter und der Reformationszeit sind die Schöpfungen der letzten Jahrzehnte getreten: die Reichsbank, der Artushof, die Garnisonkirche in der Wilhelmstadt, die sich als die Verkörperung der Neuzeit an das Straßengewirr Altthorns mit ihren regelmäßigen, vielleicht etwas steif gehaltenen Straßenzügen anreihet. Die Bromberger Vorstadt mit ihren sehr geschmackvollen Parkanlagen, der Haupterholungsjstelle der Thorner, zeigte den erfreulichen Aufschwung in den letzten Jahren der deutschen Herrschaft.

Nun einen Blick auf Thorns Geschichte, aus der sich die Größe der Erinnerungen und Eindrücke ganz von selbst herleitet. Den Grund zur Stadt legte der mannhafteste Hochmeister des deutschen Ritterordens Hermann Balk um 1230 — deutsche Einwanderer aus Westfalen und Niedersachsen strömten herbei. Bereits Ende 1232 erhielt die Siedlung Stadtrechte, welche den Bürgern weitgehende Freiheiten dem Orden gegenüber einräumten. Die Ansiedler trieben Handel nach Polen und Preußen und beherrschten die Weichselschiffahrt. Thorn gehörte dem

Bunde der Hanza an und wurde eine Vorburg seiner Macht und seines Reichtums gegen Polen hin. Allein der Tannenberger Niederlage (1410) folgten die unausgesetzten inneren Kämpfe zwischen den Städten und den Ordensrittern, deren Kraft immer mehr niederging. Die Städte suchten sich frei zu machen und lehnten sich an Polen an, dessen Ziel darauf hinausging, die staatliche Stellung des Deutschordens in den Weichsellanden zu brechen. Für Thorn kam nach dem Niedergang der Ordensmacht eine neue Blüte, denn Polen ließ die Stadtrechte und Handelsbeziehungen Thorns unangetastet und begnügte sich mit einer lockeren Oberherrschaft, die der Stadt keinen Eintrag tat. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts nahmen die Bürger Thorns die Reformation an, die offenbar befruchtend auf das geistige Leben der Stadt gewirkt hat. Indessen setzte nach dem 30jährigen Kriege die Gegenreformation ein, die an den von den Jesuiten beeinflussten Königen der Republik Polen eine besonders wirksame Stütze gefunden hat. Das bekannte „Thorner Blutbad“ ist ein Wendepunkt in Thorns Geschichte. Am Fronleichnamstage 1724 brachen gelegentlich der Prozession Streitigkeiten zwischen den



Aufnahme der Mesßbaldanstalt

Eigenium des Denkmalsarchivs von Westpreußen, Nachdruck verboten
Tor der Ordensburg in Thorn

Zöglingen des protestantischen Gymnasiums und den Jesuitenschülern aus, wobei das Jesuiten-kloster gestürmt und verwüstet wurde. Die polnische Regierung mischte sich ein und ließ am

schwerer Beschießung von den Preußen und Russen besetzt. Der Krieg von 1812 hatte den Bürgern infolge von Truppendurchzügen große Verluste zugefügt.

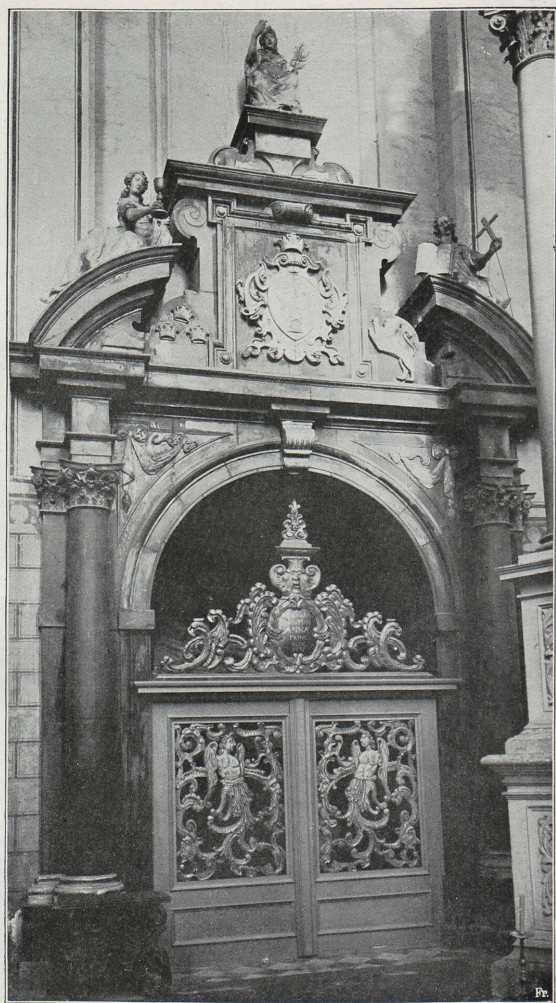
7. Dezember
1724 den Bürgermei-
ster Rös-
ner nebst den
neun ange-
sehensten Thor-
ner Bürgern
hinrichten.

Bismarck hat in
einer Reichs-
tagsrede 1871
an diese

Schreckenstat
erinnert, „wo-
bei die polni-
schen Herrscher
es den Deutschen
mit blutiger
Schrift bewiesen
haben, wie sie
nationale Son-
derbestrebun-
gen zu behan-
deln entschlossen
waren“. In der
Tat war es seit
dem Jahre 1724
mit der Selbst-
ständigkeit
Thorns vorbei.
Die Stadt sank
zu einer polni-
schen Provinz-
stadt herab und
ging sehr bald
ihrer Rechte ver-
lustig.

Die erste Teil-
ung Polens be-
ließ Thorn bei
Polen und

schnitt es über-
dies von dem
Verkehr auf der
unteren Weich-
sel ab. Erst die zweite Teilung brachte die Stadt
an Preußen. Die napoleonischen Kriege suchten
das alte Thorn furchtbar heim. 1807 wurde es
von den Franzosen genommen, 1809 von den
Österreichern bestürmt, im April 1813 nach



S. Serdom, phot. Eigentum des Denkmalarchivs von Westpreußen, Nachdruck verboten

Grabmal der Prinzessin Anna von Schweden,
errichtet 1636 in St. Marien zu Thorn

Als Thorn 1815
an Preußen zu-
rückfiel, war
von dem vor-
maligen Glanze
nur ein Schatten
übrig geblieben.
Allein die gute
und voraus-
schauende Ord-
nung der preu-
ßischen Verwal-
tung hat mit
der Zeit die
Schäden geheilt
und Thorn zu
einem blühen-
den Gemeinwe-
sen gehoben.
Der praktische
Sinn und die Un-
ternehmungs-
lust der deut-
schen Bürger-
schaft schufen
einen schnell zu-
nehmenden
Wohlstand und
eine gedeihliche,
große Aus-
sichten versprechen-
de Zukunft. Die
Stadt erhielt
anlässlich der
Siedlungsneu-
bauten an-
sehnliche Erwei-
terungen und
Ausdehnungs-
möglichkeiten.
Mehrere Vor-
orte, namentlich
das industrie-
reiche Mocker,
wurden einge-

gemeindet. Der Durchgangshandel von und nach
Rußland kam in Blüte. Ein reiches Eisenbahnnetz
kreuzte sich zu Thorn, durch die Regulierung der
Weichsel nahm der Schiffsverkehr einen großen
Aufschwung, wenn auch infolge der groben Ver-

nachlässigung, die Rußland dem Weichsellauf zuteil werden ließ, manche Hoffnung vertagt werden mußte. Namentlich konnte der mit sehr bedeutenden Kosten angelegte prächtige Holzhafen unterhalb Thorn die gehegten Gewinnberechnungen einstweilen nicht einlösen.

Thorn hatte, als der Weltkrieg ausbrach, mit seinen Vororten mehr als 50 000 Bewohner. An Markttagen, wo man nach heutigen Begriffen zu geradezu fabelhaft billigen Preisen die besten Sachen kaufen konnte, häuften sich

Brody zu sehen bekamen. Unter dem Denkmal des größten Sohnes Thorns, des Himmelforschers Nikolaus Kopernikus, das die Worte trägt: „Terrae motor, Solis Caelique Stator“ — „Er setzte die Erde in Bewegung, hielt Sonne und Himmel fest“ — ist der altherge-stammte Sammelplatz der Flisssaken. Sie steuern das in riesige Flöße zusammengekoppelte Stammholz aus den Hochkarpathen und den Sumpfwäldern des Poljesje in die Weichsel, auf ihr hinab bis Thorn oder Danzig. Wilde Ge-



Eigentum des Denkmalarchivs von Westpreußen

Rathaus in Thorn

Nachdruck verboten

auf dem alten Markte um das Rathaus herum die anziehendsten Volksbilder. Da kamen die polnischen und russischen Bauern auf ihren aus Weiden und Stroh zusammengeflochtenen Wägelchen mit struppigen Pferdchen davor. Die behäbigen deutschen Bauern aus der Ackerbaugegend gegen Graudenz hin fuhrten mächtige Wagen mit strammen Gäulen. Dazwischen hockten die polnischen Pilz- und Beerenweiber auf dem Pflaster, trieben die in schmierige Kastane gehüllten Juden an der Rathausmauer ihren Tausch- und Kramhandel, Gestalten mit Ringellocken und langen Bärten, wie wir sie später im Krieg genau ebenso in Kowno, Cholm,

italten aus ruthenischem Stamme, sonnenverbrannt, mit grobem Leinenzug angetan, die Füße in Lappen gewickelt — so kommen sie zu Füßen des Kopernikus, um mit ihren Schiffsherren abzurechnen. Abends hockten sie mit Weib und Kind um die mächtigen Feuer auf den Flößen vor der Weichselbrücke oder auf dem Strand an der Bazarkämpfe und singen ihre weit über den Strom klingenden schwermütigen Lieder. Aber wenn der Rubel nach der Auszahlung rollte, da ging der Brantweinkrug um, und im wilden Reigen drehten sich die Paare.

Das deutsche Thorn war eine Stätte anregender Geselligkeit. Je fremdartiger die äußeren

Verhältnisse sein mochten, um so enger schlossen sich die deutschen Kreise aneinander zu regem Verkehr. Die Beamtenſchaft, das Offizierkorps, die Bürgerſchaft fanden ſich zu geiſtiger und geſelliger Anregung zuſammen, wie es ſelbſt ſolche Kreiſe mit dankbarer Freude anerkannten, die viel im deutſchen Lande von Weſt nach Oſt und umgekehrt herumgekommen ſind. Das ausgezeichnete deutſche Theater, durch den Kunſtſinn der Bürgerſchaft und durch die berechtigte Unterſtützung der Regierung gefördert, bot hervorragende Anregung. Auch die Künſtlerkonzerte im Artuſhof erfreuten ſich eines ſehr guten Rufes. Meiſtens machten deutſche Künſtler und Künſtlerinnen, die nach Rußland reiſten oder von dort her zurückkamen, einen Halt zu Thorn, um der kunſtbe-

geiſterten deutſchen Geſellſchaft dieſer Hochburg deutſchen Weſens im Oſten eine Gabe darzubieten.

Nun iſt Alles dahin. Aus dem alten Thorn, der Stadt der Hanſa und des mittelalterlichen Bürgerſtolzes, iſt nach vielen Schickſalen, die unſere kleine Darſtellung in den Hauptzügen geſtreift hat, das polniſche Torun geworden. Die trotzigen Seſtungswerke haben ſich widerſtandslos geöffnet. Wie ſich unter polniſcher Herrſchaft Thorns weitere Entwicklung geſtalten ſoll, nachdem der Grenzverkehr und damit der ſehr lohnende Umſchlaghandel geſallen iſt, läßt ſich nicht abſehen. Wir aber wiſſen, daß der deutſche Geiſt und die deutſche Kultur an dieſer Stelle auch unter den gänzlich veränderten Verhältniſſen niemals erlöſchen werden.



Eigentum des Denkmalarſivs von Weſtpreußen Nachdruck verboten

Chriſtusfigur aus St. Marien zu Thorn
Ende 14. Jahrhundert

Die St.-Johannis-Kirche zu Thorn

Der ſechſte der vom Kopernikus-Verſein veranstalteten Vorträge betraf noch einige Kunſtſchätze der Kirche, die beſonderer Beachtung wert ſind. In erſter Linie die meſſingene Grabplatte mit den eingetiſchten Figuren eines Mannes und einer Frau, um anzudeuten, daß unter der Platte das Grab eines Ehepaars ſei, wie die Umſchrift beſagt, des Thorner Bürgermeiſters Johann von Soeſt und ſeiner Gattin, der Tochter eines Bürgermeiſters von Culm; als Todesjahr des Mannes iſt 1361 angegeben, während das Todesjahr der erſt ſpäter geſtorbenen Frau unausgefüllt blieb. Die beiden Idealfiguren, mit hervorſtechendem Gürtelſchmuck, ſind umrahmt von Bandſtreifen mit den Medaillon-Bildniſſen der Propheten und Apoſtel. Zu Füßen der Figuren erblickt man ein nüßſchmauſendes Eichhörnchen und ein ſich anſchmiegendes Hündchen. Ueber und unter den Figuren ſchließt ein Bilderſtreif die Platte ab, der obere darſtellend, wie die Seele der Ge-

ſtorbenen in Geſtalt eines Kindes von Engeln himmelan getragen wird, während der untere „Drolerien“ aufweiſt, wie die Zeit ſie liebte, ein Küchenherd, auf dem ein Feſtmahl ſchmort und dampft, neßt einem Tanz, und ein Kampf von drei Waldfchrats mit einem wilden Ungeſtüm. Grabplatten dieſer Art, die aus der Gegend von Namur ſtammen, waren einſt als Decke für die Gräber von Fürſten, Biſchöfen und reichen Handelsherren ſehr beliebt; in der Hanſaſtadt Thorn gab es etwa ſieben, von denen jedoch nur dieſe eine erhalten iſt, welche jezt die Tür mit dem bronzenen Löwenkopf, die vom Hochaltar rechts ins Freie führte, verdeckt. Leider iſt die Meſſingplatte — wie auch die meiſten Steinplatten —, die in den Fußboden der Kirche eingelaffen war, unter den Tritten der Kirchgänger ſo verwiſcht worden, daß manches faſt unkenntlich geworden iſt. Die Aufmerkſamkeit der Welt lenkte auf dieſe Arbeit ein engliſcher Geiſtlicher, der vor etwa 50

Jahren den Kontinent be-
reiste, um die altertüm-
lichen Kunstschätze zu stu-
dieren und Abbildungen
davon in einem Sammel-
werk herausgab.

Nach kurzem Hinweis
auf ein gekröntes Toten-
schild, wie sie auf Särge
gelegt und dann in Kirchen
aufgehängt zu werden
pflegten, aus dem Jahre
1649 stammend, und schon
1732, dann erst 1892
wieder renoviert, wandte
sich der Vortragende, Pfar-
rer Heuer, den beiden
wertvollsten Altären zu.
Der erstere hat in nicht
stilgerechter Umrahmung
ein älteres Werk, die
„Himmelfahrt der Maria
Magdalena“ aufgenom-
men, die 30 Jahre lang
in einer Höhle Buße getan
hatte. Der Fels ist aus
Sandstein, die Figuren der
Büßerin und der Engel
sind aufgetragene Stuck-
arbeit. Die Gestalt der
heiligen, bis zu den Füßen
von ihrem herabwallendem
Haar eingehüllt, ist von
großer Schönheit und be-
sonders in dem Ausdruck
der schwebenden Bewe-
gung von hoher Kunst, die dieses Werk weit über
eine ähnliche Darstellung der Heiligen in einer
Kirche Danzigs erhebt. Von reicherer Anstaltung
ist der Flügelaltar des heiligen Wolfgang, den ein



Eigentum des Denkmalsarchivs
von Westpreußen

Nachdruck verboten

Mariensfigur, rheinischer Herkunft,
in St. Johann zu Thorn

darstellend Marie und zu beiden Seiten die
heilige Jutta, die in Culmsee gelebt, wo ihr
Andenken noch nicht ganz erloschen, und die
heilige Dorothea, die in Marienwerder gelebt hat.

Domherr in Culmsee, zu
Messen für sein Seelenheil,
im Jahre 1505 gestiftet
hat. Während die Türen
mit gemalten Bildnissen
von Heiligen geschmückt
sind, zeigt das Innere die
drei Figuren des heiligen
Wolfgang und, rechts des
Jakobus, links des Bartho-
lomäus, aus Holz geschnitz,
mit reicher Vergoldung;
unter diesen befinden sich,
in kleinerem Maßstab, noch
die Bildnisse einer größeren
Anzahl Heiliger, die Für-
bitte des heiligen Wolt-
gang zu verstärken. In
einem Rundgang wurde
sodann noch kurz be-
sprochen das Welbild des
Kopernikus, das, für seine
Vaterstadt gestiftet, eine
gewisse Ähnlichkeit wenig-
stens wohl beanspruchen
darf, während die dar-
unter aufgestellte Büste
wertlos ist; die Kapelle
der heiligen Barbara, die,
wie auch der Kronleuchter
in Ankerform anzeigt, von
der Schifferinnung gestiftet
ist, bemerkenswert durch
die kunstvolle Schnitzerei
der Wandbekleidung, und
zum Schluß eine Gruppe,

Bogumil Goltz

Von Richard von Schaukal

Es gibt zweierlei Bücher. Vor allem natür-
lich: Bücher, die man nicht liest, und solche,
die man wieder liest. Oder: Bücher, die man
immer wieder und doch niemals aus liest, und
solche, die man einmal gelesen hat und die
man sich ein ganzes Leben lang wieder zu lesen

freut, ohne daß es dazu kommt. Ferner:
Bücher, in denen man jedes Wort liest, die man
Wort für Wort, jedes einzeln genießend, liest,
und andere, die man gleichsam über die Worte
weg liest; Bücher, die man langsam, prüfend
schlüpft, und solche, die man verschlingt. Aber

heute, hier meine ich diesen Unterschied: es gibt Bücher, die man um des Menschen willen liest, der sie geschrieben hat, und Menschen, die man um ihrer Bücher willen, wegen eines Buches liest. Jene sind die Bücher der Menschen, die nicht gerade hätten Bücher schreiben müssen, um das zu werden, was sie waren, diese die Menschen, die in ewigen Büchern fortleben, manchmal in einem einzigen, so Cervantes im Don Quixote, De Goe im Robinson Crusoe.

Die Dichter im eigentlichen Sinne stehen außerhalb dieser „Bücher“-menschen. Die großen unter ihnen sind sozusagen ein für allemal da, man hat sie einmal erlebt und kann dieses Erlebnis sich wieder und wieder vergegenwärtigen, aber es ist dazu im Grunde nicht nötig, daß man sie „lese“. Man liest sie freilich von Zeit zu Zeit anderen vor, um diesen ihr Erlebnis zu vermitteln, aber man selbst „braucht“ das nicht. (Man braucht sie bloß, um sich von Zeit zu Zeit wieder das richtige Maß zu holen, vielmehr zu bestätigen, z. B. Mörike, damit sich bestätigen, daß fast alles, was seither Verse gemacht hat, es besser hätte bleiben lassen sollen.)

Ich will von einem Menschen sprechen, der ganz in seinen Büchern ist, ohne daß diese Bücher für ihn „notwendig“ gewesen wären; subjektiv sind sie's wohl gewesen, keine Zeile ist Willkür, aber alle sind „überflüssig“ (während z. B. Kleists oder Lichtenbergs Bücher Zeile für Zeile unentbehrlich sind). Es ist mein geliebter Bogumil Goltz, der Ostpreuße, der von dem zu Unrecht vergessenen Theodor Gottlieb von Hippel stammt (wie dieser von Lawrence Sterne und dieser von Rabelais) und, selbst nichts weniger als ein Meister, in Meister Raabe, dem Braunschweiger, und in mir, wenigstens einem wesentlichen Teil von mir, fortlebt.

Was ist Goltz? Ein Deutscher, das ist ein unendlicher Mensch. Die Franzosen sind ihr Gegenteil, die endlichen, die vollendeten Menschen: Molière, Bossuet, Anatole France. Es sind die Menschen ohne Märchen. Der Deutsche aber hat das Märchen zur Mutter, das Märchen oder die Sehnsucht der Seele nach ihrer Heimat. (Freilich nicht der Deutsche des „Reiches“, der Deutsche, der die Welt, die er sehnsüchtig zu überwinden begnadet ist, durch intellektuelle Mittel, die ihn um sich selbst gebracht haben, erobern zu können meint. In dieser Wüste der neuen deutschen Umwelt haben drei einsame Märchendichter gelebt: Paul de Lagarde, Heinrich von Volkmann und Heinrich Seidel. Der ergreifendste Ausdruck neudeutschen

Zwiepalts ist Richard Dehmel, der Kentaur, dem endlich die Flügel der Verklärung wachsen.) Ich habe viele Jahre nichts mehr von Bogumil Goltz gelesen. Aber ich besitze ihn auf immer, wie Wilhelm Hauff und Karl Immermann, die man — unzulänglich, wie sie als Schriftsteller dem reifen Können sich darstellen — aus Ehrerbietung vor ihrem süßen Erlebnis nicht mehr liest. Ich habe Goltz in seinem „Buch der Kindheit“ entdeckt, das ich — in der ersten Ausgabe — unberührt einst in meinem Bücherschranke fand, da ich für eine Reise in die Schweiz ein heimatliches Buch suchte. An Friedrich Nießches Silber See habe ich im Sommer 1906 das „Buch der Kindheit“, das ich entzückt blätternd gekostet hatte, Tag für Tag gelesen, vorgelesen unter der weißen Sonne der Engadiner Berge, von den blauen Eibellen der Halbinsel Chanté umblitzt, den Schimmer der glitzernden Wellen vorm verhängten Auge. (Ein Jahr vorher hatte ich das meiner Bücher geschrieben, das dem „Buch der Kindheit“ am nächsten steht, „Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben“.) Das „Buch der Kindheit“ ist ein deutsches Sommerbuch, gleich Raabes „Horacker“ und der „Prinzessin Fijch“, auch zwei Lieblingsgefährten meines Seelendaseins, meisterlichen aber, die ich das Bedürfnis habe, um ihrer selbst willen von Zeit zu Zeit wieder zu lesen. Das „Buch der Kindheit“ ist kein meisterliches Buch. Und noch weniger sind es alle die andern so überaus bereiten, fast möchte man leise sagen geschwätzigen Bände, die der herrlichen Mensch mit dem großen Atem des geborenen „Schriftstellers“ vor sich hin, von sich weg gesprochen hat, und die, alle in den schlicht-gefälligen ersten Ausgaben (es gibt wenige neuere von den verschollenen), neben den ersten Ausgaben Meister Wilhelms auf meinen Borden stehen, manche davon kaum jemals aufgeschlagen. Das „Buch der Kindheit“ ist kein nationales Standbild wie Lessings Minna, wie Goethes Werther, wie Kleists Kuhlhaas. Dennoch ist es ein klassisches Buch, ein einmaliges, nur sich selbst gleiches, ewiges. Und das Buch eines großen Schriftstellers, obwohl das Wesen von Bogumil Goltz nicht wie das etwa Lessings das eines großen Schriftstellers ist. Es ist merkwürdig, sich dem gegenüber den großen Schriftsteller Sterne klar zu machen, aus dessen Geist, trotz allem Grundverschiedenen, ja Entgegengesetzten, Hippel, Goltz und Raabe, wie Jean Paul und — wiederum wenigstens mit einem wesentlichen Teil — Hoff-

mann, der Einzige, sich literarhistorisch herleiten lassen. Golz ist ganz Herz, geistvolles Herz, Sterne ist ganz Geist, herzloser Geist (woran seine Sentimentalität einen nicht beirren darf). Sterne ist vielleicht der größte Prosafachriststeller aller Zeiten. (In einem anderen Sinne ist das Tacitus, der nichts Dichterisches an sich hat.) Golz wird man kaum zu den größten deutschen Schriftstellern zählen dürfen. (Richtig verstanden, ja auch nicht Raabe, trotz der „Meisterlichkeit“, nicht einmal Hoffmann, der, rein „schriftstellerisch“ betrachtet, nur im „Ritter Gluck“ und im „Kreisler“ schlechthin Vollenbetes gegeben hat; Jean Paul, von dem es nichts schlechthin Vollenbetes, in sich Geschlossenes gibt — denn auch der „Wuz“ ist von seiner Eigenart stellenweise gesprengt, hat die Jean Paulschen Risse, die man gelten lassen, lieben, aber nicht rühmen darf — ist als „Schriftsteller“ größer, Sterne näher.) Dennoch hat dieses kaum gestaltete Buch den Ewigkeitszug des Genies: die unmittelbar ins Innerste dringende Sprache des sich ganz in wahrhaftigen Worten erlösenden Herzens. Sternes Worte, so unnaheahmlich sicher sie dastehen, als Worte, die aus einem Gewaltigen gewachsen sind, erlösen kein großes Herz durch Wahrhaftigkeit, sie sind mit Bewußtsein, mit Ausdruck, mit Ueberlegenheit gesagt, sie wollen sich selbst. Golz will nichts als vom Glück der Kindheit verkünden, seine sehnsüchtige Seligkeit, seine schmerzhaftes Wonne musizieren, und unterm Hauch seiner hinströmenden Seele wogen seine unendlichen Worte wie ein Ganzes, wie ein reifes Feld im Wind. Da ist nichts „Schriftstellerisches“, das einen festhält am Wort, am Satz; das ist ein allmächtiger Bann, dem man erliegt, der einen rauschend dahinträgt an die weißen Wolkenküten der Ewigkeit. Dieses harfende Lied von der Heimat ist so unsäglich deutsch, daß es absolut unüberlegbar bleiben muß. Schon Hoffmann ist im Grunde unüberlegbar (denn was die Franzosen ihren Hoffmann nennen, ist ungefähr das, was deutsche Sprachstümperei mit sogenannter „Kenntnis“ des Französischen, die Ahnungslosigkeit ist, aus

gewissen Franzosen zusammen „übersetzt“ hat), seine Melodie sowohl wie der eigentümliche ironische Gang seiner Syntax ist dem Romanischen fremd und wird ihm stets fremd bleiben wie Kreislers unendliche Seele. Aber Hoffmann ist immerhin „episch“, er gestaltet erzählend (freilich, zu allertieft aus dem Innersten heraus gesehen, durch eine visionäre lyrisch-dramatische Epik, die der psychologisch-analytischen der großen französischen Epiker, selbst der des „romantischen“ Balzac, schnurstracks widerläuft), Golz dagegen ist, soviel er, anekdotisch, bildhaft-anschaulich, „erzählen“ mag, weit entfernt vom „apollinischen“ Wesen des Erzählers, er ist dithyrambisch-elementar, lyrisch-unmittelbar, seine Musik erschöpft sich nicht am gestaltenden Wort, wagt darüber hinaus, uneingeschränkt durch „epische“ Form. Es ist die Seele der deutschen Heimat, die aus diesem östlichsten Deutschen spricht, sowie die Seele Rußlands, des dem tiefsten Deutschen verwandtesten — daher auch mit ihm zu so wundervoller Mischung sich einigenden — Slaventums aus Dostojewskis, der überdies ein repräsentativer Meister war gleich Sterne, ewigkeiterfüllten Romanen spricht. In Golzens Büchern — man kann sie alle überall zu Gewinn aufschlagen — ist eine Selbstschilderung der deutschen Seele gegeben, die unerhörlich ist wie diese Seele selbst. Wer die Seele, die heimliche, keusche, scheue und stolze Seele unseres Volkes an den Quellen ihres göttlichen Ursprungs belauschen will, statt sie sich, ein flüchtiges Geheimnis, spiegeln zu sehen in den majestätischen, ruhig gleitenden Strömen ihres meisterlichen Geistes, der kehre bei dem alten Golz ein: hier ist ein Mensch, von seinem Schöpfer geformt ganz aus Heimat-erde und begabt mit der unscheinbaren Unsterblichkeit, sich, diesen Menschen, unmittelbar dazuhinzuweisen an den Empfänglichen: daß es in verschollenen, zum Teil veralteten Büchern geschieht, ist unwesentlich daran. Der Mensch ist nicht so begnadet wie die Blume, die ihre Seele duften kann: er hat den Geist, und dieser bedarf unter andern unzulänglichen Mitteln des Buches, sich zu offenbaren.

Idealismus oder Naturalismus oder Symbolismus? Expressionismus oder Impressionismus? Das ist die falsche Fragestellung. Dilettantismus oder Genialismus? Da ist die Antwort klar.

Kopernikus

Aphorismen zur Kunst

Don Kopernikus

Die Idee (Plato) ist unerschöpflich wie das Meer. Auch die größten Singerhüte der Kunst reichen da nicht aus.

Mit gewöhnlichen Worten Ungewöhnliches sagen: Kunst. Mit ungewöhnlichen Worten Gewöhnliches sagen: Dilettantismus.

Das Leben fragt, die Kunst gibt Antwort. Denn das Leben ist Irrtum, die Kunst ist Wissen (ein Wissen a priori).

Leben ist Weg. Kunst ist Wegweiser zum Ziel.

Leben ist Traum. Kunst ist Erwachen.

Er (beruhigend): „Die Kunst ist objektiv.“ Sie (mißtrauisch): „Die Künstler auch?“

Die Kunst ist eifersüchtig. Hüte dich, Künstler. Denn auch die Götzen fordern wie die Götter: du sollst keine andern Götter haben neben mir.

In der Dichtung leben wie Jean Paul? Nein. Mit dem Leben dichten. Wie Goethe.

L'art pour l'art: Gehirnmateralismus. Das Wort ist französisch. Noch sind wir deutsch.

Für sein Genie kann man nichts. Aber man kann sehr viel dagegen.

Hochmut des Talents: ich kann mehr, als ich will. — Demut des Genies: ich muß mehr, als ich kann.

Krakowiaf

Diele glatt und Geigenglanz,
Boden blank und Zungentanz:
alles gleich und alles gut,
tanzst in uns ja schon das Blut.

Um die Hüften kagen zwei
werf einander ich vorbei,
wolln sie kragen, halt ich schon
sie im Arm und klirr davon.

Blühnde Bälle werfen sich
ihre Leiber wild um mich
immer heißer hin und her,
rechts und links kennt keine mehr.

Rascher, rascher Siedler faul,
Münzen fliegen euch ins Maul!
Rascher, rascher Ton und Takt,
bis den Tanz der Taumel packt.

Rascher, rascher denn das Rad
meines Sporens ruht sich matt,
wolltet ihr euch besser mühen,
säht ihr meine Sporen glühn!

Rascher, rascher, Feuer springt,
wenn am Stahl der Stahl erklingt.
Abjaß donnert, da ein Schrei — —:
Schuft, gibt mir mein Täubchen frei!

Hundsblut! Messer in der Hand:
Stich und Stich, und starr im Sand
Proß, Ketten, Richter, Strang,
doch im Körper klingts noch lang,

denn ein Blut so bald nicht kühlt,
das in sich stets Tanz gefühlt:
Krakowianka, eins, zwei, drei,
Blut für Blut, nun ist's vorbei.

Selir Dargel

Abendstimmung am Fluß

Ruhig sprudelt der Strom.
In behaglicher Breite dehnen sich
treibmüde die verankerten Flöße.
Die hochbeladenen Weidenkähne haben ihre Segel
eingezogen,
schwer und langsam
schleppt sie die Flut.
Auf grünumwuchterter Bühnenspitze

hockt ein alter, arbeitskrummer Schiffer.
Seine starrgedörrten, breiten Hände
halten eine Weidenrute in das Wasser,
langsam gleitet sie aus seinen Fingern,
gleitet langsam in das graue Fließen,
langsam treibt sie mit der stillen Strömung:
blöd blickt er ihr nach.

Hans Kjer

Rundschau

Thorns Bedeutung als Handelsstadt zur Ordenszeit

Von Paul Ostwald

Daß Venedig nicht umsonst viele Jahre hindurch der Sitz des Hochmeisters gewesen war, zeigt der klare Blick, den der Orden in den wirtschaftlichen, besonders in den handelspolitischen Fragen des von ihm eroberten Preußenlandes von Anfang an bewies. Denn die wirtschaftliche Blüte dieses Landes hing davon ab, inwieweit es ihm auf Grund seiner geopolitischen Lage gelingen würde, der Umschlagplatz zwischen Nordwest- und Südosteuropa zu werden. Wiesen Weichselmündung und Ostsee darauf hin, daß die preußischen Kaufleute es den Hansekaufleuten gleich zu tun, daß sie mit ihren Schiffen die Küstengebiete der Ost- und Nordsee aufzusuchen hatten, so lockten auf der anderen Seite die weiten südosteuropäischen Ebenen, aus denen die Weichsel herkam. Beide Gebiete ergänzten sich zudem trefflich, da das eine die Industriewaren, das andere die Rohstoffe lieferte. Deshalb sorgte denn auch der Orden von vornherein bei seinen ältesten Städtegründungen, bei Thorn und Kulm, daß die Handelsbeziehungen nach beiden Seiten hin rege aufgenommen wurden. Daß Städte wie Thorn und Kulm dazu geeignet waren, eine führende Rolle sowohl in einem Uebersee- wie in einem Ueberlandhandel einzunehmen, wird noch besonders dadurch erklärlich, als es in der damaligen Zeit den Seeschiffen möglich war, die Weichsel aufwärts bis nach Thorn und noch weiter zu fahren. Denn die Weichsel war noch nicht so versandet, und aus nicht zu bezweifelnden Nachrichten geht hervor, daß englische Schiffe wiederholt ihre Waren bis nach Thorn gebracht haben.

Thorn hat denn auch während der Zeit der Ordensherrschaft immer den ihm anfänglich aufgedrückten Doppelcharakter einer See- und Ueberlandhandelsstadt behalten, allerdings aber in der Art, daß sich der Schwerpunkt allmählich auf den Landhandel legte. Bis zur Wende des 14. Jahrhunderts war Thorn unter den preußischen Städten die führende auch im Ueberseehandel, wie sich das deutlich aus ihren Beziehungen zur Hanfa ergibt. Wir sehen Thorn sich als erste der preußischen Städte schon im Jahre 1280 am flandrischen Handel der Hanfa beteiligen. Der Verkehr mit Lübeck, dem Haupte der Hanfa, der schon länger bestand, wurde seit der Wende des 13. Jahrhunderts immer reger. Die Verhältnisse brachten es daher mit sich, daß Thorn, nachdem noch in der folgenden Zeit Kulm, Elbing, Braunsberg, Königsberg und Danzig der Hanfa als direkte Mitglieder*) bei-

getreten waren, der Vorort dieser sogenannten „Großen Städte“ in bezug auf den Seehandel wurde und auf den Hanseversammlungen die Interessen der preußischen Städte besonders zu vertreten hatte. Erst um 1400 begannen sich diese Dinge mehr und mehr zugunsten des für den Ueberseehandel noch glücklicher gelegenen Danzig zu verschieben. Die Zahlen, die wir heute noch aus den uns erhaltenen Pfundzollrechnungen und aus den sonstigen Aufstellungen über die im Interesse der Hanfa gemachten Leistungen gewinnen können, geben uns über den Wandel in der Bedeutung Thorns als Hansestadt ein deutliches Bild. So wurden im Jahre 1388 aufgebracht: von Thorn 50 Mark, von Elbing 40 Mark, von Danzig 40 Mark, von Königsberg 20 Mark, von Braunsberg 20 Mark.

Im Jahre 1395 verteilten die Städte die Kosten zur Befestigung Stockholms folgendermaßen: Danzig 160 Mark, Thorn 125 Mark, Elbing 125 Mark, Königsberg 60 Mark, Kulm 40 Mark, Braunsberg 40 Mark.

Von den Kosten einer Gesandtschaft im Jahre 1420 hatten zu bezahlen: Danzig 166 Mark, Thorn 95 Mark, Elbing 95 Mark, Königsberg 35 Mark, Braunsberg 23 Mark.

Im Jahre 1422 wurde schließlich festgestellt, daß Danzig von allen Kosten, die mit der Hanfa zusammenhingen, die Hälfte zu zahlen hatte. Ebenso ging zu fast gleicher Zeit die von den „Großen Städten“ gemeinsam eingerichtete und gemeinsam verwaltete Witte*) auf Schonen völlig in die Hände Danzigs über. Auch Thorn, das oft genug für die Witte die Vögte gestellt hatte, legte kein Interesse darauf, dort noch irgendwie beteiligt zu sein. Mit Danzig war eben in bezug auf den Seehandel ein Wettbewerb für Thorn nicht durchzuhalten.

Was Thorn aber nach der Seeseite hin durch Danzig verlor, das schien es durch seinen Ueberlandhandel reichlich einholen zu sollen. Wuchs Danzig zu der Stadt heran, in der sich der preußische Seehandel seinen Mittelpunkt suchte, so mußte Thorn infolge seiner Lage an der Grenze des Ordenslandes und an der Weichsel die führende Rolle in dem Handel nach Polen, Galizien, Ungarn, Südrußland, Schlesien und Böhmen zufallen. Die Fürsten der genannten fremden Gebiete wandten sich schon bald nach der Gründung der Stadt an deren Kaufleute, um sie in ihr Land zu locken. Schutz und Sicherheit der Wege wurde ihnen gern zugesagt, hohe Vorteile bei dem Verkauf ihrer Waren wurden ihnen versprochen. Denn das kulturarme pol-

der Hanfa als aufgenommen zu gelten hatten, sobald sie dieselben Vorteile genossen (vgl. mein Buch: Die wirtschaftliche Entwicklung Preußens unter dem Deutschen Ritterorden, Seite 12 ff., Berlin 1918.)

*) Die anderen preußischen Städte, die „Gemeinen Städte“, gehörten nicht zur Hanfa, doch hatte der Orden Sorge getragen, daß diese ohne besondere Mitgliedschaft als in die Beiträge der Großen Städte mit

*) Eine Witte war ein mit Holzpfählen umgrenzter freier Platz, an dem die Schiffe anlegen konnten und sich Holzschutler befanden, die zur Aufnahme während der Kargzeit dienten. Die preußische Witte wurde auf Schonen 1368 angelegt.

nisch-ungarisch-südrussische Hinterland des Ordensgebietes bedurfte bei dem Mangel eines eigenen Handels der fremden Kaufleute. Von den Waren, welche die Thórner Kaufleute nach Polen, Ungarn usw. brachten, waren besonders das englische und flandrische Tuch sehr begehrt. Doch auch das minderwertigere Thórner Tuch fand große Abnahme. Daneben fand dann die Leinwand ein gutes Absatzfeld in den genannten Gebieten, ebenso blühte der Handel mit Fischen. Auch Wein, Öl, Pfeffer fanden von Thorn aus in das Hinterland Eingang. Selbstverständlich kehrten die Thórner Kaufleute nicht leer mit ihren Wagen heim, sondern führten allerlei Rohstoffe wieder mit zurück. Aus Ungarn holten sie ganz besonders Erze aller Art, so Eisen, Blei, Kupfer, Gold, Silber, aus Polen Getreide, Pelze, aus Galizien Salz. Auch der Holzhandel blühte damals schon, und die großen Stämme wurden aus den wohnnischen, galizischen, polnischen Wäldern damals ebenso auf Flößen nach Thorn die Weichsel abwärts getrieben wie in unserer Zeit. Das Holz ging von Thorn aus in großen Mengen besonders nach England.

Die große Bedeutung, die das Ordensland als Umschlagplatz für den Handelsverkehr zwischen Nordwest- und Südosteuropa gewonnen hatte, wird in bezug auf die englisch-preussischen Handelsbeziehungen trefflich in den Versen des Büchleins von der englischen Staatsklugheit, das um 1430 verfaßt wurde, geschildert. Denn es heißt dort:

„Bei uns führt der Preuße Waren ein, Silbergeschirr und Barren, echt und fein. In Menge kauft er die in Böhmen auf Und Ungarn, und bringt her sie zum Verkauf. Daraus erwächst viel Vorteil unserm Land, Die Preußen nehmen nämlich, wie bekannt, Viel farbiges Wollentuch als Fracht zurück, Das man hier färbt mit vielem Kunstgeschick.“

Die Preußen nun, die diesen Handelsverkehr zwischen den Nord- und Ostseeländern mit den Donau- und Schwarzmeergebieten vermittelten, waren bis zum Ende des 14. Jahrhunderts in der Hauptsache die Thórner Kaufleute. In Thorn lag damals der Schwerpunkt und Mittelpunkt des Warenaustausches dieser Gebiete, so daß diese Stadt für diese Zeit zum bedeutendsten Handelsplatz des europäischen Ostens wurde. Noch heute verkünden ja die herrlichen Bauten Thorns, vor allem das im Jahre 1393 als Kaufhaus errichtete Rathaus, von dem in der Stadt zusammengelassenen Reichtum.

Doch es sollte für Thorn kein Glück von Dauer sein. Mit der Wende des 14. Jahrhunderts begann der Umschwung, und weit schneller als Thorn zur führenden Handelsstadt im Osten geworden war, sollte es von dieser Höhe herabsinken. Denn nicht nur nahm das immer mehr erstarkende Danzig Thorn die Bedeutung für den Ueberseeverkehr, auch der Ueberlandhandel der Stadt wurde durch die immer schwieriger werdenden politischen Verhältnisse untergraben, ja allmählich fast unmöglich gemacht.

Seit dem Regierungsantritt Jagiello, der das polnisch-litauische Reich seit 1387 vereinigte, hörte die Sicherheit im polnischen Lande für die deutschen Kaufleute auf. Die Klagen über die Wegnahme von Waren, über das Festhalten von Kaufleuten, über das Erheben von zu hohen und ungerechten Zöllen nahmen seit diesen Zeiten kein Ende, und es waren natürlich gerade die Thórner Kaufleute, welche darunter ganz besonders zu leiden hatten. Vor allem wurde Thorn mit seinem Handel aber dadurch getroffen, daß Jagiello nichts dagegen tat, daß die Stadt Krakau sich für alle Waren, die aus Thorn kamen, das Stapelrecht anmaßte. Die Thórner Kaufleute waren also gezwungen, jetzt ihre Waren, statt sie weiterzuführen zu können, in Krakau zum Verkauf auszustellen. Die Thórner wandten sich natürlich um Hilfe an den Orden, doch blieben alle Versuche des Hochmeisters, den polnischen König umzustimmen, ergebnislos. Die Thórner drängten deshalb den Orden dazu, ihrer Stadt wenigstens ein Niederlagsrecht für aus Polen kommende Waren zu geben. Nur ungern entschloß sich der Hochmeister Konrad von Jungingen im Jahre 1403 dazu, weil die Verleihung so bedeutender Vorrechte an einzelne Städte in keiner Weise dem Regierungsprogramm des Ordens entsprach. Aber es war der letzte Ausweg, um den Thórner Handel vor dem vollen Ruin zu bewahren, und es war eine Vergeltungsmaßregel, die vielleicht die Polen zu einem Entgegenkommen zwingen konnte.

Da die politische Spannung aber zwischen dem Orden und den Polen wuchs, und auch der erste Thórner Frieden die politischen Beziehungen zwischen den beiden Mächten durchaus nicht besserte, so blieben auch der Handel und Verkehr von Thorn aus nach Polen weiter gefährdet. Konnten die polnischen Starosten doch tun, was sie wollten; niemand hinderte sie, wenn sie die preussischen Kaufleute überfielen und ihnen die Waren fortnahmen, oder wenn sie die Wege verlegten und die Straßen verboten, die Jahrzehnte lang von Thorn aus von den Kaufleuten benutzt worden waren. So lag denn Thorns Handel ganz darnieder, zumal auch in diesen wirren Zeiten das Niederlagsrecht der Stadt in Vergessenheit geriet und sich die aus Polen kommenden fremden Kaufleute in keiner Weise um das Vorrecht der Stadt kümmerten, sondern diese auf Nebenstraßen umgingen. Erst den langjährigen Bemühungen des sonst um den Orden nicht allzu verdienten Hochmeisters Paul von Rüdorff gelang es, im Jahre 1425 die Straßen nach Breslau, Sendomir und Ungarn durch Polen wieder frei zu bekommen und das Niederlagsrecht Thorns wieder in Geltung zu bringen. Thorns Handel hob sich wieder etwas, ohne aber auch nur im entferntesten die frühere Bedeutung wieder zu erhalten. Der politische Gegensatz zwischen Preußen und Polen blieb ja bestehen, und so machte man sich in wirtschaftlicher Hinsicht hüben wie drüben weiter Schwierigkeiten. Dazu kam, daß auch das Verhältnis zwischen den Städten und dem Orden

sich verschlechterte, so daß der Orden durchaus nicht immer die Interessen der Städte zu den seinigen machte. Thorn wurde auch in dieser Beziehung besonders davon betroffen, da sein Bürgermeister Tilemann vom Wege in dem im Jahre 1440 gegründeten Preussischen Bund, der den Ordensrittern als eine schwere innere Gefahr erscheinen mußte, eine besondere Rolle spielte.

Nach dem Sturze der Ordensherrschaft ging es mit Thorns Handel weiter abwärts. Es war ein großer Irrtum der Thorner Kaufleute wie auch der der anderen preussischen Städte gewesen, wenn sie eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage davon erhofft hatten, daß an die Stelle des Ordens der polnische König trat. Denn nicht dem deutschen Kaufmann wurde dadurch der Weg freigelegt nach dem polnisch-ungarischen Hinterland, sondern umgekehrt wurde der Weg jetzt frei für die Polen nach dem Meere. Die Polen brachten jetzt selbst ihr Getreide und ihr Holz nach Danzig, Thorn als Zwischenhandelsplatz wurde mehr und mehr ausgeschaltet, sein Name und Ruhm ging unter in dem politischen und wirtschaftlichen Chaos Polens. Erst als die Stadt wieder zum Mutterland zurückgekehrt war, hob sich ihr Ansehen und Bedeutung, ihr Handel und Wandel nahmen neuen Aufschwung. Doch wieder sollte es sich nur um eine kurze Spanne des Glücks handeln, und Thorn sollte ein zweites Mal in polnische Hand geraten und dadurch dem wirtschaftlichen Niedergang entgegengeführt werden. Möchte es nicht wieder drei Jahrhunderte dauern, bis die Stadt, die einst mit Recht den Namen „die Königin der Weichsel“ führte, dem Deutschthum wiedergegeben ist. Möchte es bald zum Nutzen und Frommen des deutschen Vaterlandes wie auch Thorns selber wieder Wahrheit werden, was die Wappenfriesen an den alten herrlichen Toren der Stadt verkünden, daß dort deutscher Boden ist.

Deutsche Heimatbildung und Deutschkunde in Polen

Von Hermann Kaufning

Die unerhörte Entblößung von kulturellen Werten, die unter dem Deutschthum in Neupolen als eine Folge der politischen Umstellung und der starken Abwanderung eingetreten ist, hat in Deutschland bei weitem noch nicht die richtige Einschätzung erfahren, um die Folgen zu begreifen und das hier auf allen Gebieten Neue, Werden in Wert und Unwert, Bleibendem und Vorübergehendem abzuwägen. Es ist bekannt, wie in der ehemaligen Ostmark unter behördlicher Fürsorge ein kulturelles Leben aufblühte, das es mit der alten deutschen Kultur Westdeutschlands wohl aufnehmen konnte, im einzelnen sogar vorbildlich war. Dieses in langem Aufbau wohlgegliederte und gut gegründete Gebäude ist restlos zusammengebrochen. Es wäre wohl der Beachtung wert, festzustellen,

wie manches — es ist besonders an Posen gedacht, wo nicht eine einjährige Vorbereitungsfrist eine allmähliche Ueberleitung ermöglichte — preisgegeben ist, was wohl in etwas anderer Form hätte erhalten werden können. Doch es ist zwecklos zu klagen oder gar anzuklagen. Eines mögen indessen die Freunde deutschen Kulturlebens in der Ostmark eingedenk sein, wenn sie das vielfältige neue, über die Grenzen wohlgemeinten Dilettantismus' vorläufig selten hervorragende Streben der zurückgebliebenen Deutschen im Hinblick auf das Gewesene beurteilen oder gar verurteilen: von den alten bedeutenden Organisationen und Pflegestätten ist so gut wie nichts übriggeblieben und, was schwerer ins Gewicht fällt, andere Männer sind es, die notgedrungen auch hier an die Spitze getreten sind; und bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Persönlichkeiten und bei der Ueberbürdung dieser in einem vielfältigen Kampf nach allen Seiten sind es nur verschwindend wenige, die für das freie kulturelle Leben Zeit und Kraft übrig haben. Mit Recht so lange es noch tausende deutscher Kinder gibt, die ohne Schule aufwachsen müssen.

Wenn nun etwas als Gewinn bei diesem Zusammenbruch gebucht werden kann, so ist es die tätige Teilnahme am kulturellen Leben, die in den an Hauptorten aufblühenden Liebhabertheatern und ähnlichen Organisationen zutage tritt. Handelt es sich zunächst um einen Notbehelf angesichts der Unmöglichkeit, die alten Berufsorganisationen aufrecht zu erhalten, gehen die Leistungen oft auch nicht über die Höhe selbstbewußten Liebhabertums hinaus, so sind doch die lebendigen Kräfte zu begrüßen, die aus der Selbsthilfe geboren, lebhafteres Verständnis und Anteilnahme für deutsche Kultur wecken. Freilich, wird man hinzufügen, Wert werden diese Bestrebungen nur behaupten können, wenn sie auf dem jetzigen Standpunkte nicht stehen bleiben, sondern sich einem klaren geistigen Ziel unterordnen. Nur so kann Liebhabertum auch hier wie so oft an entscheidenden geistigen Wendepunkten seine erneuernde Kraft bewahren. Ohne dies wird es sich in selbstgefälligen Gesellschaftsspiel verlieren.

Eine Organisation hat es bereits versucht, ihre Arbeit einem klaren kulturpolitischen Ziel unterzuordnen. Es sind dies die „volkstümlich-wissenschaftlichen Vorträge“ des Deutschthumbundes in Posen, die, ohne den Anspruch auf den Namen Volkshochschulkurse zu machen, nun schon das fünfte Semester beachtenswerte Erziehungsarbeit in Posen leisten. Freilich littan auch diese Veranstaltungen, die Programme von fortlaufenden Vorträgen, Übungen und Einzelvorträgen aus allen Wissensgebieten aufweisen, an dem methodischen und psychologischen Fehler aller üblchen Volksbildungs- und Aufklärungsbestrebungen, nicht zwischen Wissen als Wissenschaft und Wissen als Grundlage für eine Weltanschauung zu unterscheiden. Der Mangel an einem geistigen Mittelpunkt, an systematischer Einheit, der es dem Befehrung Suchenden und seiner Willkür überläßt, aus der zufälligen

Auswahl behandelster Themen noch eine persönliche Auswahl zu treffen, verurteilt dies ganze mit solch lautem Wesen angepriesene Bildungsstreben zu innerer Unfruchtbarkeit und läßt es schnellfertiger Halbbildung Vorschub leisten. Äußere und innere Not, die Verpflichtung der deutschen Jugend als eine Ergänzung des Schulunterrichts und den Erwachsenen das so notwendige Bewußtsein vom Wesen und Wert unserer deutschen Kultur zu geben, stellte von selbst die Aufgabe, in dem volkstümlich-wissenschaftlichen Bildungstreben einen Weg vom Wissen zur Weltanschauung, die nur aus den Kulturwerten des eigenen Volkstums geboren werden kann, zu weisen und im Erlebnis der eigenen Volkskultur den fehlenden geistigen Mittelpunkt zu geben, um den herum sich das vielfältige Wissen zu einem lebendigen Ganzen gruppiert, Wissen und Leben, Wissen und Werten sich verknüpfen. Eingedenk der für uns so brennenden Frage Sichtes: „Was von den jetzt lebenden und gemachten Männern sich gewohnt hat in deutscher Sprache zu reden, zu schreiben, zu lesen, wird ohne Zweifel so fortfahren, aber was wird das nächstkünftige Geschlecht tun und was erst das dritte? Welches Gegengewicht denken wir dann in diese Geschlechter hineinzulegen, das ihrer Gierbe, demjenigen Volke, bei welchem aller Glanz ist, und das alle Begünstigungen austellt, auch durch Sprache und Schrift zu gefallen, die Wage hält?“

Das letzte Vorlesungsverzeichnis der Posener Vortragsorganisation weist einen „Lehrgang für Deutsch- und Heimatkunde“ auf, der in diesem ersten, einleitenden Semester den Versuch darstellt, einen Durchschnitt durch das Gesamtgebiet unserer deutschen Kultur zu geben, indem für die einzelnen Gebiete nach einem bestimmt aufgebauten Lehrplan abwechselnd berufene Vertreter in mehrstündigem Vortrage zu Worte kommen. Von der Heimat, als der Bedingung unseres Lebens ausgehend, berührt er alle Kulturzweige: Volkskunde, Recht, Sprache, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Geschichte, Erziehung, Weltanschauung, Glaube, um in den letzten Vorträgen zur Beantwortung praktischer Fragen zu schreiten: „Volkstum und Menschheit“, „der Deutsche in der Welt“, „der Einzelne und sein Volk“, „tägliche Bewahrung“. Die Methode, in der dieser Stoff behandelt wird, soll gleich weit von der historisch-relativistischen Betrachtungsart der Wissenschaft wie von der ideal begeisterten der dänischen Volkshochschule Grundtvigscher Art sich fern halten, und das Charakteristische jedes Gebietes als das in dem Wechsel der Entwicklung Bedeutsame, Bleibende und auch für die Gegenwart Wirksame aufzuweisen versuchen. So behandelt der geschichtliche Ueberblick das Verhältnis von Volkstum zum Staat, von Volkstum zur Kultur. In jenem werden die Beziehungen von Rasse Volkstamm, Staatengründung, Kolonisierung nachgewiesen, in diesem geistige und wirtschaftliche Wandlungen im Spiegel der politischen Ereignisse zu deuten versucht. So wird in dem

Abschnitt „Deutsche Weltanschauung“ die lebendige Beziehung aufgedeckt, die Mythik und Naturphilosophie, romantische Weltanschauung wie Goethe zu einer Einheit verknüpfen. In den letzten Vorträgen aber sollen Fragen der Weltanschauung und praktischen Stellungnahme von dem Erlebnis eigener Art und erkannten Volkstums aus beantwortet werden. So wird der Abschnitt über „Volkstum und Menschheit“ die strittigen Beziehungen von Volkreich zum Nationalstaat, Zivilisation zur Kultur, Humanität zum Volkstum streifen; die Frage nach den notwendigen Beziehungen der Politik zur Volksstärke, zum Siedlungsboden, zur wirtschaftlichen und geistigen Kultur beantworten. Es wird der Abschnitt über „Der Einzelne und sein Volkstum“ die ständig wirksame Beziehung berühren von Familie zum Volk, vom einzelnen zu der großen Summe der gemeinsamen Güter eines Volkes. Er wird die Verpflichtung des Einzelnen darlegen, aus dem Begriff der Rasse, Volksgemeinschaft und Nachfolgeverantwortung eine praktische Ethik folgern, um schließlich in dem Schlußabschnitt zur Heimat und der täglichen Pflicht im engeren Kreise zum Anfang des Lehrganges zurückzuleiten: unser Verhältnis zum eigenen Staat, Bürgerkunde, Mittel und Wege eigener Fortarbeit.

Deutschkunde und Heimatbildung, beides droht Schlagwort zu werden und vielfältige Bestrebungen gehen unter diesen Worten. Können die Posener Bestrebungen nicht als originell angesprochen werden, so zeichnen sie sich doch durch den Willen zu allmählichem Aufbau, zu sachlicher Erziehungsarbeit, vor anderen mit größeren Mitteln in die Wege geleiteten aus. Nicht zu vergessen ist, daß die Dozenten in uneigennützigster Weise sämtliche Vorträge honorarlos halten und daß bei Uebernahme der sachlichen Aufgaben durch den Deutschstundbund alle Vorlesungen und Übungen bei freiem Eintritt stattfinden können. So wenden sich zwar die Vorträge an alle Deutschen ohne Einschränkung, doch die Grenzen sind selbst gesetzt durch Ernst und Nachhaltigkeit des Strebens, die sich in der Bereitschaft zeigen, auch einen gewissen Zwang auf sich zu nehmen. Wirkliches Bilden verlangt Zeit und Ausdauer, große Veranstaltungen, wie die deutschkundliche Woche in Danzig und Heimatfeste können wohl die Massen aufrütteln, und sind so zu begrüßen — im allgemeinen überschätzt man wohl den Wert —, die eigentliche Arbeit ist in engem Kreis, in stillem Streben zu leisten. Die Anlehnung an die Schule mit ihrem festen Lehrplan und der geplante weitere Ausbau in Posen gerade nach dieser Richtung hin, wird von vornherein durch einen gewissen Zwang Massenbeteiligung ausschließen. Es ist dies nicht zu bedauern. Der natürliche Weg lebendiger Ideen geht von Persönlichkeit zu Persönlichkeit. Führer zu bilden, Unterführer, die im Dorf, in der Kleinstadt als lebendige Flammen leuchten, das wird das naturgemäße Ziel lebendiger Bildung sein, nicht unmittelbar auf diese Massen zu wirken. In dieser Richtung liegt vielleicht auch

das, was alle neuen Volksbildungsbestrebungen letzten Endes wollen — die aus der gegenwärtigen deutschen Not geborene deutsche Volkshochschule, die eben eine Schule, im strengen Sinn des Wortes wird sein müssen.

Der Thorner Artushof

Von Reinhold Heuer

Wer in Danzig gewesen ist, hat gewiß auch dem Artushofe am Langen Markt einen Besuch gemacht und von seiner hohen Halle mit der altertümlichen, reichen Ausstattung einen tiefen Eindruck mitgenommen. Solcher Artushöfe, auch Kompenhäuser genannt, gab es im Bereich der deutschen Ostseeküste einst eine ganze Anzahl: außer in Danzig noch in Stralsund, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Riga, Reval und weiter landeinwärts in Marienburg, Kulm und Thorn. Reiche Kaufleute ließen sie bauen, um in ihren Räumen nach dem sagenhaften Vorbilde des Königs Artus ritterlich „Hof zu halten“, d. h. unter Trompeten- und Pfeifenklang zu schmausen und zu zechen. Der älteste der preussischen Artushöfe war der in Thorn. Aus seiner reichen, wechselvollen Geschichte will ich einiges mitteilen.

Die „Bruderschaft St. Georgii zu Hoffe im Compenhause“ zu Thorn trat im Jahre 1310 zusammen. Ob sie sich sogleich ein eigenes Haus gebaut hat, wissen wir nicht. War es der Fall, so kann es nur ein verhältnismäßig bescheidenen Bau gewesen sein. Das wurde anders, als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Preußenland mit seinen Städten zu überraschendem Wohlstande aufblühte, als Thorn die Königin der Weichsel, die größte und reichste Stadt des Deutschordenslandes wurde. Damals, und zwar im Jahre 1385, wurde der Prachtbau errichtet, der dann Jahrhunderte hindurch ein Stolz der Stadt gewesen ist, ein nicht sehr breites, hohes Haus mit steilem Giebel, zwei zierlichen achteckigen Seitentürmchen (wie sie etwa das Danziger Rathaus zeigt) und reichem Farbenschmuck. Der einzige Raum des Erdgeschosses war, wie in Danzig, eine große, über zwei Säulen gewölbte Halle, von deren Ausstattung wir aus Notizen alter Rechnungsbücher uns noch ein ungefähres Bild machen können.

An den Wänden Bilder: Maria, die Himmelskönigin; St. Georg, der Patron der Ritter und rittermäßigen Leute, der Lieblingsheld der Artusbrüder, wie er den Drachen erlegt, im Hintergrunde Burg und Stadt Thorn; die heiligen drei Könige; der heilige Reinhold, auf der Spitze seines Schwertes das gekrönte Haupt Karlmanns, in seiner Nähe vier Rüstungen, angeblich die der Haimonskinder. Auch an anderen Stellen der Wände hingen Rüstungen, und zwar solche für Turniere; denn diese ritterlichen Kampfspiele wurden von den vornehmen, jungen Kaufleuten eifrig gepflegt, der altstädtische Markt hallte wider vom Hufschlag galoppierender Pferde und vom Krachen der Speere. Auf Wandborden glitzerte blankes Zinn-

gerät, den unteren Teil der Wände schmückten Wandteppiche. Hochlehnige Bänke standen vor langen Tischen, auf denen bei festlichen Gelegenheiten silberne Trinkbecher und Prunkgefäße („Willkommen“) glänzten. Leider ist von all dem reichen Silberschmuck nur noch ein kleiner Kokosnußbecher, in Silber gefaßt, erhalten, während z. B. die Elbinger Artusbruderschaft noch heute herrliche Stücke ihres alten, silbernen Tafelschmuckes besitzt.

Es gab drei „Bänke“: eine Georgenbank, an der die vornehmsten Kaufmannsgeschlechter saßen; eine Marienbank für die übrigen Kaufleute, und eine Reinholdsbank für die Schiffer und Kahnführer. Diese drei Bankbruderschaften sind die Träger des Lebens des Artushofes Jahrhunderte lang gewesen, bis ihre letzten Reste im Jahre 1844 ein lang- und klangloses Ende fanden. Im Mittelalter aber und bis ins 17. Jahrhundert hinein blühten diese Bruderschaften. Im Jahre 1386 hatten sie die Ehre, den Hochmeister in ihren Räumen bei festlichem Mahle zu sehen, und im Jahre 1391 durfte ein Mitglied der Georgenbank am „Ehrentisch“ des Hochmeisters teilnehmen!

In späteren Zeiten, im 17. und 18. Jahrhundert, diente die Artushalle auch noch zu anderen Zwecken: zum regelmässigen, kaufmännischen Börsengeschäft, zu Aufführungen reisender Schauspieler und Feuerfresser, und von 1724 an (dem Jahre des Thorner Blutgerichts, das den Evangelischen Thorns die letzte große Kirche nahm) zu gottesdienstlichem Gebrauch.

Leider spielte die Ungunst der Zeit (Schwedenkriege, siebenjähriger Krieg) diesem stolzen Bauwerk übel mit. Es verfiel immer mehr. Im Jahre 1802 mußte man es abbrechen. Nur eine, zum Glück genaue, farbige Zeichnung hat uns sein Bild überliefert.

Auf derselben Stelle jedoch entstand ein neuer, zweiter Artushof, der in seinem untern Stock als Stadttheater, im oberen aber als Ressource geselligen Vergnügungen dienen sollte. Es war ein sehr schlichtes, bescheidenes Haus. Trotzdem hat es über 25 Jahre gebauert — es war ja die unglückselige „Franzosenzeit“ 1806 bis 1813 — bis es vollendet war. Es hat dann zwei Menschenalter hindurch seinen Zweck erfüllt.

Als dann aber die Stadt unter dem Schutze des neuen Deutschen Reiches sich wirtschaftlich überaus stark entwickelte, mußte es, weil es den anspruchsvollen Bedürfnissen nicht mehr genüge, fallen, und es erhob sich nun, wiederum auf derselben Stelle, der dritte und letzte Artushof, der, 1891 prunkvoll eingeweiht, noch heute steht. In ihm hat sich das gesellige Leben der Deutschen Thorns abgespielt. In seinem Prachtsaale haben wir so manches schöne Künstlerkonzert gehört, so manches Fest gefeiert.

Das ist nun alles vorbei. Nach der Befreiung Thorns durch die Polen haben sich die Deutschen aus ihm zurückgezogen.

So ist der Thorner Artushof mit seiner Geschichte ein getreues Abbild des Aufkommens,

Erstarkens und endlichen, jammervollen Zusammenbruchs des Deutschtums in unserer guten alten Stadt.

Kindheitserinnerungen an Graudenz

Von Franz Lüdtké

Unsere Kindheitserinnerungen haften in uns nicht als Vorgänge, sondern als starre Bilder.

Mein ältestes Gedächtnisbild ist eigenartig genug: ich stehe angsterfüllt und fluchtbereit auf einem kleinen, schmutzigen, dunklen Hof, auf dem große Ratten im Kreise laufen....

Ich habe später meine Eltern nach der Bedeutung des Bildes gefragt und erfahren, daß es der Wirklichkeit entsprach. Ich zählte damals etwa 2½ Jahre; mein Vater war aus Bromberg (meiner Geburtsstadt) im Herbst 1884 nach Graudenz versetzt und hatte in einem häßlichen, feuchten, ungesunden Hause der Trinkstraße eine Notwohnung gefunden. Ratten waren dort ständige Gäste; ich muß sie zum ersten Mal in einer Art Kreislauf gesehen haben, so fest haftet gerade dieses Bild.

Ein anderes:

Ein weiter, geräumiger Hof mit landwirtschaftlichen Geräten, insbesondere Pflügen. Ich renne, stürze, blute....

Meine Eltern hatten im Hause des damals noch in den Anfängen seines Aufstiegs befindlichen Großindustriellen, späteren Kommerzienrats Dengki Wohnung genommen. Dort blieben wir, bis Ostern 1888 mein Vater nach Bromberg zurückversetzt wurde. Die Narbe von meinem damaligen Sturz auf die Pflugstange ist heute noch unter dem Auge erkennbar. —

Bilder von Freud und Leid:

Ich sehe mich auf dem Boden des Hauses mit einer hübschen, etwa drei Jahre alten Gespielin. Der Name sei verschwiegen, denn — wir küssen uns die erste Liebe! Ob es ein Omen dafür war, daß ich viel, viel später in Graudenz meine Frau finden durfte?

Aber auch den ersten Toten sehe ich im Sarge liegen. Das ehrfurchtsvolle Staunen ist mir noch gegenwärtig.... Es war der Vater jenes Herrn Dengki.

Spiel und Spaß; die Bilder aus der Erinnerung des Drei-, Vier-, Fünfjährigen drängen sich. Wir schießen mit selbstgefertigten Schleudern nach Sperlingen....

Wir machen, als Bettelkinder verkleidet, einer als geizig verschrien Frau einen Besuch und werden mit harten Worten abgewiesen. Das geht mir so nahe, daß ich schluchzend zurückkehre: „.... Ich will nie wieder Betteln gehen....“

Herr Dengki zündet lange Papierfibusse an; wenn ich sie in der Hand halte, bis die Flamme den Finger berührt, erhalte ich zwei Pfennige...

Wir gehen im Stadtwald spazieren und sammeln „Schilfschen“, d. h. Kienäpfel zum Verbrennen im Herd....

Ein Eisenbahnzug fährt (der Erinnerung nach) mitten auf der Straße durch die Stadt...

In diesem zäh festgehaltenen Gedächtnisbild lebt zweifellos der Bahnverkehr am sogenannten Bahnhübergang vor dem Stadtwalde.

Ich habe Lackstiefelchen mit goldenen Schnüren und Troddeln zum Geburtstag bekommen.

An Vater, Geschwister, Freunde habe ich aus diesen Jahren verhältnismäßig wenig Erinnerungen, die meisten an die Mutter. Sie lehrte mich lesen, schreiben. Sie zeichnet. Sie — dichtete auch mit mir. Ganz dunkel sind mir noch erste Reimversuche von damals im Gedächtnis, doch verdienen sie nicht, der Nachwelt überliefert zu werden. Ich weiß nur, daß ich sowohl mich selbst (und zwar als Dichter!) als auch einen Soldaten besang, der in der Schlacht sein Bein verloren hatte.

Von meinen Büchern sind mir zwei lebendig geblieben: ein Grimmsches kleines Märchenbuch, in grünem Pappbande, mit Richter'schen Bildern, und mein „Kagenmaki“, ein Naturgeschichtsbuch, in dem ich unaufhörlich studierte, und das ich nach jener Halbfassnart benannte, die wohl einen besonderen Eindruck auf mich gemacht haben muß.

Ein Schreckbild weiß ich auch noch: ich sitze neben der Mutter (die Maschine näht) und lese. Plötzlich ist die Mutter verschwunden, ich bin im Zimmer allein. Entsetzliche Angst! Ich renne heulend zur Tür, reiße aber nicht bis zur Klinke und suche nun die Tür beim Spalt zu öffnen. Vergeblich....

Bis die Mutter aus dem Keller zurückkommt und mich in Tränen und Verzweiflung findet. Sie hatte mich beim Lesen nicht stören wollen!

Auch auf manchen Abend zu Hause besinne ich mich noch: wir alle sitzen im Zimmer, Vater spielt Geige, wir singen getragene Volkslieder.

Aus dem Frühjahr 1888 haften noch zwei Bilder in meiner Seele:

Ich stehe auf der Weichselbrücke, Uberschwemmung, gewaltiger Eisgang mit Knirschen und Stöhnen der Schollen....

Und dann ein Märzabend, da kommt der Vater vom Dienst, ich sehe noch die Lampe brennen, und er sagt: „der Kaiser ist tot.“ Alle weinen. Ich wußte noch nicht recht, was das bedeutete, der Kaiser sei tot. Aber ich fühlte wohl, daß ein großer und gütiger Mensch von uns gegangen war, den jeder lieb hatte. Da weinte auch ich....

Aus Fritz Reuters Graudenzzer Festungszeit

Von Paul Fischer

Auf der alten Heerstraße, die von Bromberg durch die Schwetz-Neuenburger Niederung zum linken Weichselufer und dann weiter nach Danzig führt, bewegte sich im März 1838 ein Postwagen zum „Roten Krug“ in Dragau. Die Insassen waren zwei „politische Gefangene“, der Studiosus juris Fritz Reuter, der Auskultator a. D. Albert Schülze und zwei Gendarme als Bewachung und „Reisebegleiter“.

Am 10. März, früh 5 Uhr, waren die beiden Staatsgefangenen von Magdeburg abgereist; auf der Berliner Hausvogtei hatten sie zwei Tage zubringen müssen, und die Fahrt von Berlin nach Graubenz über Mündehberg, Küstrin, Landsberg, Friedeberg, Woldenberg, Schneidemühl, Bromberg usw. hatte vom 13. März, früh 6 Uhr, bis zum 15. März gedauert.

Fritz Reuter war schon am 31. Oktober 1833 — in der Zeit der „Demagogenverfolgung“ in Deutschland — in Berlin verhaftet worden, nachdem er aus der Jenerseer Burschenschaft „Germania“ ausgetreten war. Sein Vergehen bestand „in der Teilnahme an der hochverräthlichen burschenschaftlichen Verbindung“ zu Jena und in „Majestätsbeleidigung“, die in dem Gesang eines Liedes gefunden war, das Reuter nach seiner eigenen Erklärung nicht gekannt haben will. Er hatte jedenfalls aber — man denke! — am „helllichten Tage schwarz-rot-goldene Farben“ getragen und er, ein mecklenburgischer Staatsangehöriger (Sohn des Bürgermeisters Reuter in Stavenhagen), wurde vom preussischen Kammergericht zum Tode verurteilt. Die „einfache Todesstrafe“ war durch Kabinettsorder des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. in 30 Jahre Festungshaft umgewandelt worden und später, am 10. September 1837, in 8 Jahre! Reuter hatte schon in Silberberg (bei Glas in Schlesien), Groß-Glogau (Schlesien) und Magdeburg als „königlich preussischer Staats- und Stubengefangener“ gefessen und viel Schweres erduldet; das Schwerste in Berlin, als seinem Vater, der nach Berlin geeilt war, nicht gestattet wurde, vor Antritt der Reise nach Graubenz, den einzigen Sohn noch einmal zu sehen.

In dem humorvollen Buche Reuters „Ut mine Festungstid“, dessen Hälfte von der Graubenzers Festungszeit handelt, im 12. Kapitel, findet sich eine sehr bittere Stelle, die lautet: „Schandor Res' und uns' Herrgott erlösen uns dormalt ut unse Qual, un ik will den Herrn Kriminaldirektor Dambach dat nich anreken, ebenso als ik äwer sine annern Quälereien, de hei in dem Unnersäukungsarrest gegen mi uttawt hett, uk enen dicken Strich maken will; äwer in eine Hijnicht sall hei mi Red' stahn — hei is all dod, up dese Ird kan hei't nich mihr — äwer up Jenseid sall hei sich verantwurten, worüm hei minen ollen Vater, der grad in desen Dagen in sine hartliche Leiw för sinen einzigsten Sähn nach Berlin kamen war, um wat för sin Frikamen tau dauhn — worüm hei minen ollen Vater de twintig Schritt tau min Gefängniß nich wiß't hett, dat de Sähn doch an Daders Boß mal utwienken künn — doräwer sallst du mi Red' stahn!“ —

Die hochdeutsche Urgestalt der „Festungstid“, Schilderungen, die aber nur den Aufenthalt auf der alten Feste Graubenz (Feste Courbiere) vom 15. März 1833 bis 14. Juni 1839 umfassen, ist unter der Ueberschrift „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit“ erschienen, und zwar im Jahre 1855 in dem „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“, das Fritz Reuter in Ureptow a. d. Tollense als Redakteur

im Verlage der Eingauschen Buchhandlung (in Neubrandenburg) herausgab. Aus diesen Schilderungen und dem plattdeutschen Werke Reuters „Ut mine Festungstid“ (die 1861 zum ersten Male bei Hinfort in Wismar erschien und seitdem mehr als zehn Auflagen erlebt hat) sind die folgenden Mitteilungen zusammengestellt.

Den Uebergang über die Weichsel vom Roten Krug in Dragaß auf das rechte Ufer nach Graubenz schildert Fritz Reuter in seinem Buche „Ut mine Festungstid“ im 13. Kapitel folgendermaßen:

„Des Morgens gegen Klock achten (8 Uhr) würden wi mit de beiden Schandormen (Gendarmen) un un' Saken in 'ne Boot laden, un söß Schappelzen, in de söß Pollacken seten, flötterten (sloßten, ruderten) uns döör dat frie Water, wat de Wißken (Wiesen) aewerswemmt hadd, bet an dat Is 'ranne. Dor müßt wi utstigen...“

Auf das Eis der Weichsel rieselte ein sacher „Sisselregen“ nieder und vergrößerte die vielen Blänken und Löcher, die der starke Strom und ein feuchter Südwestwind gefressen hatten. An der Spitze des seltsamen Zuges schritt mit der nötigen Vorsicht ein königlich preussischer Gendarm, das Gewehr im Arm, dann folgten die zwei Jünglinge; der eine (Schulze) war in einen grauen Mantel mit „sieben Stockwerken“ gehüllt, so daß die spitze Nase des Insassen, mit einem kleinen blonden Schnurrbart darunter, dem Regen nur wenige Angriffspunkte bot. Schulze trug zwei Bauer, in dem Vogelbauer rechter Hand saßen Kanarienvögel, in dem Glaspalaß zur Linken flinke weiße Mäuse. Beide eingeschlossene Parteien verhielten sich, der Jahreszeit und den besonderen Umständen angemessen, ruhig. Reuter trug „dat Piepengedrw (Pfeisengetriebe, einige lange Tabakspfeifen). Die Symmetrie im Zuge stellte der zweite Gendarm her, dann kamen die sechs in Schappelze gekleideten Bootsknechte (Stissaken), die den mit „Sachen“ der Gefangenen beladenen Schlitten nachzogen.

Dreiviertel des Weges durch fußhohes Wasser war durchgepedelt, als von der Graubenzers Uferseite mit Stangen und Latten gewinkt und „Löcher! Vorsicht!“ geschrien wurde. Es hätte nicht viel gefehlt und die königlich preussischen Gendarmen und die beiden Staatsgefangenen samt den sechs Bootsknechten hätten in der Weichsel ihr Grab gefunden. Zum Glück hatte der Gendarm, der zuerst marschierte, die Warnungen bemerkt, und kommandierte „Kehrt“, bis ein Stück Bretterlage erreicht war und endlich die Pedale der wasserdurchfurchenden Männer auf die Laufplanke gerieten, die zum alten Fährhause zu kurzer Rast führte.

„Im Fährhause hadd de ganze Nacht de Thranlamp brennt, un in den dicken Dunst streden sich nu Hiring, ollen Käi' un Fuselbramwin, wer an düßsten stinken wull, un auf dem grünen Kachelaben legen Schappelze tau'm Drögen“ — erzählt Fritz Reuter in der „Festungstid“. —

Das geistige Leben der Deutschen Thorns

Von Reinhold Heuer,
Vorsitzendem des Copernicus-Vereins

Mit großer Sorge dachten wir im vorigen Sommer an die geistig-kulturellen Bestrebungen der Deutschen Thorns, die für den Winter geplant waren. Würden wir noch Künstler und Gelehrte aus Deutschland für Konzerte und Vorträge gewinnen können? Würden wir einheimische Kräfte für solche Darbietungen finden? Würde es uns möglich sein, einen Saal zu beschaffen und Heizung und Beleuchtung? Und gesetzt, alles das gelänge: war nicht zu befürchten, daß die Deutschen, von wirtschaftlichen Sorgen in Anspruch genommen, mit Plänen zur Abwanderung beschäftigt, keine Stimmung haben würden für geistige Anregung und kulturelle Arbeit?

Was den ersten Punkt betrifft, so sind wir mit unserm Mißtrauen durchaus im Recht gewesen. Sei es, daß sie die Schwierigkeit der Beforgung von Reisepässen, die Grenzplakereien bei der Zollrevision scheuten oder von unbesiegbarem Mißtrauen gegen die Zustände in Polen erfüllt waren, genug: sämtliche Künstler, Künstlerinnen, Gelehrte in Deutschland, die wir um ihren Besuch baten, lehnten ab oder sagten zwar zu, ließen uns dann aber im letzten Augenblick im Stich, mit einer einzigen Ausnahme.

Im übrigen aber ist alles viel besser gegangen, als wir es zu hoffen wagten. Wir fanden einheimische Kräfte; wir konnten unsere Vorträge und Konzerte in der schönen Aula des staatlichen Gymnasiums, die uns bereitwillig zur Verfügung gestellt wurde, stattfinden lassen; wir durften uns von seiten der deutschen Bevölkerung lebhafter Anteilnahme erfreuen, kurzum: wir blickten mit Freude und Genugtuung auf diesen Winter und Frühling — denn die Darbietungen zogen sich bis in den Juni hinein — zurück.

Träger der ganzen geistigen Arbeit war fast ausschließlich der Copernicus-Verein. Die übrigen deutschen Vereine sind entweder eingegangen oder kommen für höhere geistige Kultur nur wenig in Betracht.

Es war seinerzeit ein glücklicher Gedanke des genannten Vereins, daß er Volkshochschulkurse einrichtete. Zwar ist diese Bezeichnung viel zu anspruchsvoll für die einfachen Vortragsreihen, die er veranstaltet hat (einmal wurden auch Versuche mit Arbeitsgemeinschaften gemacht), aber sie war populär und hat sich schließlich so eingebürgert, daß man sie, ohne Verwirrung anzurichten, nicht gut durch eine präzisere ersetzen kann. So kündigten wir denn auch für den vorigen Winter wiederum Volkshochschulkurse an und hielten sie auch.

Es trugen folgende Herren vor: vom 7. Oktober ab Prof. Semrau über „Verfassung der Stadt Thorn im 13. Jahrhundert“ in drei Stunden, Pfarrer Heuer über „Bauten und Bilder im Deutschordenslande“ in fünf Stunden; vom 11. November ab Oberlehrer Hügendorf über

„Shakespeare“ in sechs Stunden und Pfarrer Heuer über „Rembrandt“ in ebenfalls sechs Stunden; vom 3. Februar ab Oberlehrer Sellner über „Induktionselekttrizität mit Experimenten“ und Pfarrer Heuer über „Einführung in die neuere Religionsphilosophie“ in je sechs Stunden; im April und Mai Prof. Menzel-Bromberg über „Richard Wagner“ in acht Stunden, die begleitenden und erläuternden Klavier-vorträge besorgte Dr. Hinz. Die Zahl der Hörer schwankte zwischen 132 und 296. Sie stammten zum größten Teil aus dem Handels- und Gewerbebestande, zum kleineren Teile waren es Lehrer, Lehrerinnen, Schüler, Schülerinnen und einige akademisch Gebildete. Daß die Besucherzahl trotz andauernden, starken Fortzuges der Deutschen von Thorn noch so groß gewesen ist, dürfen wir mit Freude begrüßen. In Friedenszeiten hätten wir in halbleeren Räumen vortragen können. Denn da hatten die Menschen bei der Ueberfülle von gesellschaftlichen Zerstreuungen und Vergnügungen weder Zeit noch Lust, sich Wochen hindurch für geistige Beschäftigung erster Art zu binden.

Außer diesen Vortragsreihen wurden noch einige Einzelvorträge gehalten, u. a. von Prof. Ludewald-Danzig über „das Zeitalter des deutschen Idealismus 1770—1830“ und von Oberrealschuldirektor Schönbeck-Bromberg über „Hebbel als Lyriker“.

Am 19. Februar, dem Geburtstage unseres großen Thorns Nicolaus Copernicus, fand, wie üblich, eine Sitzung des Copernicus-Vereins statt, in der Oberlehrer Brien über Willamow sprach, jenen Schriftsteller und Dichter des 18. Jahrhunderts, Landsmann und Jugendfreund Herders, der mehrere Jahre in Thorn als Gymnasiallehrer gewirkt hat.

Was wir im vorigen Winter sehr entbehrten — wir sind in dieser Hinsicht Jahre hindurch verwöhnt worden —, waren Konzerte hervorragender Künstler. Nur ein einziges Mal, und erst Ende April, gelang es, deutsche Künstler für eine Vortragsreihe in Polen zu gewinnen; und zwar war es das rühmlich bekannte Quartett Kanjow-Prill usw., das uns mit seiner edlen Kunst in hohem Maße erbaute. Da die Aula für den zu erwartenden Andrang zu klein war und ein anderer Saal nicht zur Verfügung stand, ließen wir die Herren in der neustädtischen Kirche musizieren, die sich durch eine vor treffliche Akustik auszeichnet. Im übrigen wurde das Ausbleiben von Sachmusikern wettgemacht durch Liebhaber Konzerte. Pastor Grellich aus Polen mit seinen drei Söhnen brachte Streichquartette zu Gehör, und Dr. Hinz mit Dr. Dombrowski und einem Berufsmusiker aus Bromberg spielte Triosätze: beidemal war es klassische Hausmusik edelster Art in durchaus künstlerischer Ausführung; die Zuhörer spendeten lebhaften Beifall.

Auch mit Theateraufführungen machten wir einen Versuch. Da es in Polen kein deutsches Theater mit Berufsschauspielern gibt, alle deutschen Theater uns vielmehr genommen sind, so waren wir auch hier auf Liebhaber Kunst an-

gewiesen. Glücklicherweise hat sich in Bromberg ein Liebhabertheater gebildet, das im Winter etwa 100 Vorstellungen herausgebracht und sich so eingespielt hat, daß man fast denken könnte, Berufsschauspieler vor sich zu haben. Diese Gesellschaft gab auf Einladung des Copernicus-Vereins auch bei uns drei sehr gut besuchte und recht gelungene Vorstellungen.

Endlich sei auch noch der literarischen Veröffentlichungen des Copernicus-Vereins in seinen „Mitteilungen“ gedacht. Ihr Schriftleiter, Prof. Semrau, der ein Menschenalter hindurch die geschichtliche Vergangenheit Thorn's erforscht und in zahlreichen Veröffentlichungen weiteren Kreisen zur Kenntnis gebracht, auch um das städtische Museum sich große Verdienste erworben hat, sah sich leider genötigt, vor einigen Monaten nach Elbing abzuwandern.

In der Sommerpause veranstalten wir Führungen durch die großen, an Kunstschätzen reichen Thorner Kirchen mit kunstgeschichtlichen Erläuterungen durch Pfarrer Heuer.

So haben wir uns nach Kräften bemüht, geistige Kulturarbeit unter unseren Landsleuten zu treiben und können wohl sagen, daß wir in der Tat alle geistig angeregten Deutschen um die Fahne des Copernicus-Vereins (der jetzt auf eine 67jährige Tätigkeit im Dienste der Wissenschaft und Kunst zurückblickt) gesammelt und bei ihr festgehalten haben. Möchte auch der nächste Winter uns ähnliche Arbeit und Erfolge ermöglichen!

Franz Lüdtké

Von Fritz Braun

Vor mir liegt ein Blatt, auf dem steht gar viel davon, wo unser Ostmarkendichter Franz Lüdtké geboren ist, was er erlebte und schuf. Ob ich das alles lese? — Ich kenne ihn ja, ob ich ihn gleich nimmer gesehen habe. Leibhaft steht er vor mir, wie er als Landsturmann am hohen Weichselufer Wache hält, den Kuhfuß auf der Schulter. Sieht nicht gerade aus wie ein gewaltiger Kriegermann — ob er nicht sogar eine riesige Hornbrille trug? —, der rechte Stiefel drückt ihn, und ein Berufs-offizier lächelte vielleicht ob der ganzen Aufmachung. Aber er ist doch ein gewaltiger Kriegermann, trotz dem Gardeleutnant, dem sein Stabsarzt bei der letzten Untersuchung sagte: „Mensch, was haben Sie bloß für einen Körper — troß alledem!“ Denn sein stärkstes Rüstzeug trägt ein Franz Lüdtké tief drinnen in der Brust, seine kämpfende Seele. Und so geht er auf und ab, ab und auf und schaut hinaus ins blühende Weichseltal, und das Herz wird ihm so weit, und er freut sich der Schönheit der Heimat und der Größe der Zeit, in die das Schicksal ihn gestellt hat, und trotz des engen, harten Kommißstiefels am rechten Fuß sagt er zu sich selber mit lauter Stimme: „Schicksal, ich danke dir, daß du mich diese Zeit erleben ließest!“ Im Anschauen der Heimat, der lieben, der gefährdeten Heimat, im Gedanken an die große Zeit fügen sich ihm die Worte zu Gedichten.

Sicher gibt's größere und gewaltigere, aber Poesie ist's doch, echte, herzenswarme Poesie, und wenn ich wieder einmal Klänge hören möchte, die der schwere Krieg gebat, greife ich neben den Balladen eines Heinrich Zerkaulen sicherlich auch nach dem schmalen Gedichtband unseres Franz Lüdtké*).

Doch was sollte aus deinen Hoffnungen werden, du armer, glaubensstarker Landsturmann? — Treue wird zu Untreue. Die schritt, bacchantische Lust auf der frechen Stirn, in dem gierigen Blick, jauchzend durchs deutsche Land, und der Schulmeister Franz Lüdtké dachte an seine Obersekunda und an Herrn Waltherr von der Vogelweide. War's wirklich Lüge, daß „tiefste man sint wol gezogen“, und daß der in unser Land kommen solle, der „Tugend und reine Minne“ suchen wolle? Und nassen Auges mußte er zusehen, wie Preußens Fahnen, auf denen einst der Blick des Alten von Sanssouci und Blüchers Feuerauge geruht hatten, durch den Staub der Straßen geschleift wurden. Das Herz geht ihm über, da er eine kleine Kokarde aus der Gasse hebt, eine kleine, schwarz-weiß-rote Kokarde, die eines betörten, trunkenen Buben freche Hand zu Boden warf.

Da zieht der Schmerz in langen, langen Wellen durch seine Seele, wie Meeresbrandung, die nicht ebbeln will. Doch wo gäbe es einen echten, rechten deutschen Schulmeister, der nicht dennoch, trotz alledem Optimist wäre, Optimist bliebe. Und immer lauter spricht es in ihm**): „Nein, nein, das alles ist nur der wirre Wahn einer verblendeten Stunde. Die Stunde gebat ihn, die Stunde wird ihn verschlingen. Das ist nicht mein deutsches Volk. Das kann mein deutsches Volk nicht sein!“ Und seine Lieder künden uns vom Glauben, dem wiedergewonnenen Glauben. Wer aber vermag das Vaterland zu retten und den kotbesudelten Schild deutscher Ehre rein zu waschen? Die Jugend, nur die Jugend! Und ist nicht Franz Lüdtké Schulmeister? Ist es nicht seines Berufes Pflicht und der Zug seines Herzens, an der Jugend zu arbeiten? Wieder muß ich an Heinrich Zerkaulen denken und an seinen Ritter Hans Jürgen, den Husarenjunker Hans Jürgen von siebzehn Jahren, den blonden Jungen, der in seinem festen, edigen Märkergesicht so tiefe Augen trägt, den stillen Kameraden, der noch kein Weib kennt und doch als Mann zu sterben weiß. Der ist ja nicht tot, auch ihm rief der ewige Gott sein starkes Wort: „Kommt wieder, Menschenkinder!“ Und auf daß es so werde, schafft Franz Lüdtké seinen Roman — oder ist's nur eine Erzählung? — „Menschen um 18***)“ und wirbt darin um die Herzen der Jünglinge, die Seelen der Jungfrauen. Eine heikle Aufgabe ist's für den, der alle Dinge beim rechten Namen nennen will — selbst der große Jean Jacques hat's nicht zuwege gebracht —, aber Franz Lüdtké meisterte den spröden Stoff, sein Buch vom Schmutz des Lebens ist ein reines

*) Lieder und Balladen. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

**) Wann kommst Du, Bismarck? Berlin 527, Hermann Krüger Verlag.

***) Barmen, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes. 1921.

Buch und die Frau Poesie guckte ihm beim Schreiben über die Achsel. Tiefer und erschütternder ließe sich das alles wohl sagen; freundlicher und reiner kaum. Deshalb dürfen wir getrost den deutschen Eltern, deren Kinder gerade die schwere Zeit vom Kinde zum Vollmenschen durchleben sollen, den ersten Rat geben: „Legt ihnen dies Buch auf den Weihnachtstisch! Es ist ein treues Buch und ein reines Buch!“

Aber wenn ich Franz Lüdtkke, den ich so gut kenne und doch niemals sah, auf meinem Lebenswege einmal zu sehen bekomme Aug' in Auge, will ich ihn nicht ansalbadern und anloben, sondern ihm nur still die Hand drücken und sagen: „Hab' Dank für das, was du der Heimat gabst! Du gabst es auch mir. Und dann, lieber Franz Lüdtkke, werde nur ja kein Geschäftsmann, schreibe keine Bücher, die „der Stimmung des Tages wunderbar gerecht werden“, laß' alle „Sünden“ in Ruh, bleib' mir fein im Stillen! Dann werden deine Bücher heute vielleicht nicht in fünfzig, sechzig Auflagen gedruckt werden, wirst du dir nicht den Kopf zerbrechen brauchen: „Was schreib' ich jetzt bloß?“, weil die Verleger dich ins Kessel-treiben brachten, wenn aber nach 100 Jahren eine hohe, stille Frau mit Augen, so tief und märchenmächtig wie unsere ostmärkischen Waldseen, und mit Haaren so gelb wie die Kämpenwiesen im Lenzschmuck des Löwenzahns, an deinem grünen, verlassenen Hügel vorbeigeht, wird sie zu dir sprechen: „Franz Lüdtkke, stehe auf und wandle! Mein Volk braucht dein Wort und deine Liebe!“

Die Historische Gesellschaft für Posen

Von Julius Koste

Die Geschichtsvereine, welche die Erforschung der größeren geschichtlichen Gebiete des Deutschen Reiches zu ihrer Aufgabe gemacht haben, bildeten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; ihnen traten andere Vereine mit beschränkteren Zielen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Seite. Im Posener Lande hat die landesgeschichtliche Forschung erheblich später eingesetzt. 1857 wurde die polnische Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen begründet, welche, wie die gleichnamigen Gesellschaften in Warschau und Krakau, alle Zweige der Wissenschaften pflegt; die Landesgeschichte hat sie vornehmlich durch die Herausgabe der mittelalterlichen Urkunden Großpolens gefördert. Auf deutscher Seite veröffentlichte Heinrich Wuttke, Professor der Universität Leipzig, sein „Städtebuch des Landes Posen“, in welchem er das Recht der Deutschen am Lande geschichtlich erwies. Erst 1880 entstand die historische Gesellschaft für den Regedistrikt in Bromberg, 1885 die historische Gesellschaft für die Provinz Posen mit dem Sitz in Posen. Diese entwickelte sich rasch zu einem der größten und angesehensten der deutschen Geschichtsvereine; sie zählte vor dem Weltkriege mehr als 1500 Mitglieder und hatte ihren Anhang

nicht nur unter den Gelehrten von Beruf, sondern auch in weiten Kreisen des gebildeten Bürgertums. Mit einem Netz von Zweigvereinen überspannte sie das Land, und mit der Bromberger Gesellschaft wurde ein Zusammenschluß dadurch geschaffen, daß diese sich der Veröffentlichungen der Posener Gesellschaft bediente. Für die wissenschaftliche Entwicklung erwies sich sehr vorteilhaft die Verbindung mit dem Posener Staatsarchiv, dessen Vorsteher zugleich der leitende Vorsitzende der Gesellschaft wurde. Von 1886 bis 1919 bekleidete dieses Amt Rodgero Prümers, der, als das Archiv in polnischen Besitz übergang, sich nach Wernigerode in den Ruhestand zurückzog und dort am 27. Februar 1921 starb. Die von ihm in Gemeinschaft mit Adolf Warschauer geleiteten Veröffentlichungen der Gesellschaft zählen zu den besten ihrer Art. In der Zeitschrift und den Monatsblättern sind zahlreiche tüchtige Forschungen niedergelegt, betreffend die Geschichte Polens, die Besiedlung des Landes, die Betätigung des Deutschtums und die preussische Verwaltung. Daneben erschienen mehrere besondere Veröffentlichungen: das Stadtbuch von Posen, die Geschichte von Gnesen, die kurz gefasste Geschichte des Posener Landes in polnischer Zeit, sämtlich von A. Warschauer verfaßt; die Einrichtung der Provinz Südpreußen 1795, von einer Gruppe von Mitgliedern unter Leitung von R. Prümers; der Polenaufstand 1806–07, von K. Schottmüller; Studien zur Geschichte der Provinz Posen im 19. Jahrhundert, von M. Laubert; schließlich die Sagen und Erzählungen, von O. Knoop. Von landesgeschichtlichen Werken, die von Mitgliedern der Gesellschaft bearbeitet wurden, sind zu nennen: die Städtischen Archive, von A. Warschauer; die Geschichte des Deutschtums im Posener Lande, von E. Schmidt; die Bestandaufnahme der Kunstdenkmäler der Provinz, von J. Koste. Auf das geistige Leben in Posen übte die Gesellschaft einen wesentlichen Einfluß. Ihre Büchersammlung bildete den Grundstock der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek; ihre Sammlung von Altertümern aus der Provinz wurde als besondere Abteilung in das Kaiser-Friedrich-Museum übernommen. Zweimal tagte der Gesamtverein der deutschen Geschichtsvereine auf Einladung der historischen Gesellschaft in Posen, das erste Mal bereits 1888, das zweite Mal 1910 zu ihrem 25-jährigen Bestehen.

So stand die Gesellschaft sicher und fest gefügt, als der unglückliche Ausgang des Weltkrieges, der den größten Teil der Provinz Posen dem Deutschen Reiche entriß und dem neu gegründeten polnischen Staate zwies, sie auf das schwerste gefährdete. Die Verbindung mit dem Staatsarchiv wurde gewaltsam gelöst. Der deutschen Bevölkerung wurden die zugesagten Rechte nicht gehalten. Die deutschen Lehrer und Richter, die einst den festen Bestand der Gesellschaft gebildet hatten, wanderten aus; der deutsche Bürgerstand wurde zum großen Teile aus dem Lande verdrängt. Nur eine geringe Zahl von Mitgliedern ist noch in Posen geblieben.

„Es steht zu keiner Zeit ein Glück so fest, daß es nicht von einem Windhauch oder dem Hauch eines Kindes umgestürzt werden könnte; wieviel weniger jetzt! In solcher Zeit ständen die Menschen am liebsten mit leeren, müßigen Händen, hörend und wartend; aber das ist nicht das Rechte. Es soll niemand sein Handwerksgerät, die Waffen, mit welchen er das Leben bezingt, in dumpfer Betäubung fallen lassen. Ein Geschlecht gebe seine Arbeit an das folgende ab, und, gottlob, jener Epochen, in welchen die Menschheit ihre Mühen ganz von neuem aufnehmen mußte, weil die Sturmflut alles vorige fortgespült hatte, sind wenige.“ Diese Worte schrieb Wilhelm Raabe als Geleit seiner im alten Berlin spielenden „Chronik der Spierlingssasse“ zu Beginn des Jahres 1864, als die Kämpfe um die deutsche Einigung bevorstanden. Diese Worte, gleichsam für die Gegenwart geschrieben, mahnen auch uns, auszuhalten und uns von neuem zusammenzuschließen.

Die derzeitige Staatsgrenze ist völlig willkürlich gezogen. Nur ein geringer Streifen im Süden und Westen ist bei Deutschland geblieben, Fraustadt, Meseritz, Schwerin, das rechte Ufer der unteren Nege. Aber nicht nur hier, auch jenseit der Grenze wurden alle Städte und Dörfer nach deutschem Rechte angelegt und zum meist mit deutschen Bürgern und Bauern besetzt. Die Altstadt Posen wurde 1253, die Neustadt 1793 angelegt, eine der ersten Schöpfungen der preussischen Herrschaft. Gnesen wurde nach dem Brande von 1819 nach neuem Plane aufgebaut. Bromberg, 1346 angelegt, verdankt seine Bedeutung, seitdem Friedrich der Große es zur Hauptstadt des Netzgaues machte. Im Süden hatten Lissa und Rawitsch bis zur neuesten Zeit ausschließlich evangelische Bevölkerung. Im Westen sind die ausgedehnten Hauländereien bei Neutomischel, bekannt durch ihren Hopfenbau, mit deutschen, evangelischen Bauern besetzt. Die schmucken Dörfer der Ansiedlungskommission, vom Ende des vorigen und Anfange dieses Jahrhunderts, verteilen sich über das ganze Land, wohin deutsche Arbeit, deutscher Fleiß seinen Wohlstand gegeben haben, daß es in seinem Kulturgrade die ostwärts anschließenden Gebiete hoch überragt. Das Bewußtsein für die große Bedeutung des Deutschtums in der Entwicklung des Posener Landes gilt es wachzuhalten, und nachdem im Weltkrieg die hemmenden Schranken der ehemaligen russischen Grenze gefallen sind, ist der Studienkreis auf das gesamte mittlere Warthe- und Weichselgebiet, auf die Geschichte des Deutschtums in Polen zu erweitern.

Entsprechend der staatlichen Trennung hat sich nunmehr die historische Gesellschaft zu gliedern. Da die polnischen Behörden die Bezeichnung „Provinz Posen“ nicht mehr zulassen, so ist der Name zu kürzen. In Posen verbleibt die ansehnliche Bücherei der Gesellschaft, die jetzt in das deutsche Vereinshaus übergeführt ist. Von den Zweigvereinen hat der Lissaer sich erhalten. Der Vereinigung der reichsdeutschen Mitglieder, welcher die wissenschaftlich tätigen

Mitglieder angehören, erwächst vor allem die Pflicht, sich der Aufgaben der Gesellschaft anzunehmen. Sie trat zu ihrer ersten, beschließenden Versammlung am 12. November 1921 im Märkischen Museum in Berlin zusammen, an welcher auch der Vorsitzende des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Geheimer Archivrat Baillet, teilnahm. Den Vortrag des Abends hielt Stadtrat Kronthal, früher in Posen, über ein Gemälde von Julius Knorr in Posen 1838, welches eine Parade auf dem Alten Markte daselbst, Vorbildern von Franz Krüger in Berlin folgend, darstellt und in Kronthals neuerdings erschienenen Buche „Werke der Posener bildenden Kunst“ eine eingehende Veröffentlichung und Würdigung erfahren hat. Für das neue Jahr ist ein Arbeitsplan aufgestellt, und wenigstens der Umfang der Veröffentlichungen unter der Ungunst der Zeit beschränkt werden muß, so läßt die allgemeine und freudige Zustimmung doch hoffen, daß es gelingen wird, die Gesellschaft in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung zu erhalten.

Kopernikus-Feier in Thorn

Im Februar fand in Thorn die Feier des 449. Geburtstages von Thorns größtem Sohne, Nikolaus Kopernikus, statt. Sein Denkmal, das vor dem Rathaus im Brennpunkte des Verkehrs steht, war mit Girlanden und Blumen reich geschmückt und von bekränzten Flaggemasten umgeben. Eine Messe in der Kapelle der Johanniskirche, in der Kopernikus getauft worden ist, und wo sich auch eine Büste von ihm befindet, leitete die offizielle Feier ein. Die Hauptfeier fand kurz darauf vor dem Denkmal statt. Nach einem vom Rathhausturm geblasenen Choral intonierte die Kapelle des 63. Infanterie-Regiments einige Nationallieder, worauf ein Schülerchor und der polnische Gesangverein „Lutnia“ Chorgesänge vortrugen. Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Dandelski hielt eine kurze Festrede, in der er auf die Bedeutung des großen Thorner Sohnes für Polen hinwies. Sein Ruhm werde so lange dauern, solange sich die Erde bewege. Am Abend war das Denkmal festlich illuminiert. — Der Kopernikus-Verein für Kunst und Wissenschaft hielt wie alljährlich eine Sesssion ab, die in der Aula des Gymnasiums stattfand. Der bisherige erste Vorsitzende, Pfarrer Heuer, erstattete zuerst, einem alten Brauche folgend, den Bericht über das verflossene Vereinsjahr. Er gedachte darin in warmen Worten des im vergangenen Jahre verstorbenen Ehrenmitgliedes, des früheren ersten Vorsitzenden Pfarrer Eiz. Srentag. Ferner verlas er das zu der Feier eingetroffene Schreiben eines früheren alten Mitgliedes, Professor Semtraus, der jetzt in Deutschland lebe. Nach Aufzählung der vom Verein veranstalteten Vorträge, Konzerte, Theatervorführungen, Volkshochschulkurse usw. deutete er noch kurz auf die für das neue Vereinsjahr geplanten Veranstaltungen hin. Am Schluß der Sitzung hielt der Vorsitzende einen Lichtbildervortrag: Thorn vor zweihundert Jahren.

Von unseren Mitarbeitern

Von Carl Lange

Die Beziehungen der verschiedenen Verfasser zu unserer vorliegenden Sonderausgabe, die uns aus naheliegenden Gründen besonders am Herzen lag, ergeben sich aus den Beiträgen. Wir nehmen Bezug auf unser Sonderheft „Die Weichsel“ (Nr. 7, Jahrgang I), in dem schon auf das Schaffen der hier geborenen oder mit der Weichsel verbundenen Dichter und Künstler hingewiesen ist. Später wird eine Ergänzung des Heftes durch die Sonderausgaben „Posen—Bromberg“ und „Kongregipolen“ erfolgen.

Am 1. April 1911 legte Paul Fischer-Graudenz (geboren am 17. September 1859 in Grünberg in Schlesien) die Schriftleitung des „Geselligen“ nieder und lebte fortan als freier Schriftsteller und Rentner in Graudenz. Eine erhebliche Anzahl historischer Schriften und Bücher der ost-deutschen Heimat aus der Feder Paul Fischers (es seien nur genannt: „Graudenz und Feste Courbière“, „Feste Graudenz 1807“, „Die Marienburg“, „Der Polenaufstand 1848“, „Tannenberg“) haben zum Teil Auflagen von mehr als 10 000 erlebt. Als Schriftführer des Graudenz Theatervereins schrieb Fischer „Erläuterungen zu deutschen Theaterstücken“ für Volks- und Schülervorstellungen, auch die „Erläuterungen zum „Wilhelm Tell“ im illustrierten „Tellbuch“ (Hillger, Berlin 1905). Von den Iyrischen, meist volkstümlichen Gedichten seien noch erwähnt, aus der Burenkriegszeit „Der Schmied von Graudenz“ (komponiert von Kott), „Bismarcksgedenk lied“ (im Liederbuch des Ostmarkenvereins, dessen Gesamtvorstand Fischer angehört), „Soldatenlieder zum Chinafeldzuge“, die im „Sennen Osten“ viel gesungen worden sind, „Reiter und Rose“ (1915 komponiert von Wochs) u. a. Als dramatischer Schriftsteller ist Fischer erst nach dem Verzicht auf die ständige politische Zeitungsarbeit hervorgetreten mit dem „Gouverneur von Graudenz“ (Courbière). Das Stück wurde auch in Lissa im Kaiserhof 1913 aufgeführt. Bei Ausbruch des großen Krieges war Fischer infolge Aneerbietung freiwilliger Dienstleistung während der Mobil-machungszeit als Jensor auf der Postüberwachungsstelle des Kais. Postamts Graudenz tätig. Auch als langjähriger Schriftleiter der Zeitschrift „Die Ostlande“ ist sein Name in der Ostmark nicht vergessen.

Dr. Franz Lütke, von dessen Schaffen uns der bedeutende Kenner unserer Heimat Fritz Braun erzählt, wurde am 5. August 1882 in Bromberg geboren. Seine Vorfahren sind west-preussische und pommerische Gutsbesitzer. Den größten Teil seines Lebens hat er in der Ostmark gewirkt; ihr ist seine Arbeit als Pädagoge, als Volkserzieher, als Politiker, Dichter, Schriftsteller und Historiker gewidmet, freilich nicht um ihretwillen allein, sondern weil er durch die Erstarkung der Heimat eine Erneuerung des gesamten deutschen Volkstums erhofft. Von seinen wissenschaftlichen Werken, die ost-märkische Fragen behandeln, seien die größeren

Untersuchungen: „Polen und die Erwerbung der preussischen Krönskrone durch die Hohen-zollern“, „Der Streit zwischen Polen und Rom um das Besetzungsrecht der polnischen Abteien“ sowie zahlreiche Einzelaufsätze über verschiedene Fragen der polnischen Geschichte genannt, ferner ein „Führer durch Bromberg und Umgebung“ sowie zwei in der Teubnerischen Quellen-sammlung erschienene Schriften „Der deutsche Ritterorden“ und „Preussische Kulturarbeit in der Ostmark“. Auch einige geographische Unter-suchungen über seine engere Heimat hat Lütke in Sachzeitschriften veröffentlicht. Seine Lehr-tätigkeit widmete er verschiedenen Lehranstalten des Ostens, insbesondere dem königlichen Real-gymnasium in Bromberg. Von hier aus wurde er 1910/11 an das Preussische Historische Institut in Rom und 1913 nach Berlin-Pankow berufen. Anfang 1919 kehrte er in die Heimat zurück, begründete die „Freie Ostmärkische Volkshoch-schule“, die von ihrer Hauptstelle Meseritz aus in der gesamten Grenzmark wirkt, wurde Mit-begründer der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft für die Grenzmark Ost E. V.“ und stellvertre-tender Vorsitzender des „Deutschen Ostbundes E. V.“, der aus dem Zusammenschluß des Deut-schen Heimatbundes Posener Flüchtlinge und des Reichsverbandes Ostschutz entstand. Außer mehreren Büchern über Philosophie und deut-sches Volkstum sei die eben erschienene Schrift „Ostmark und Volkshochschule“ (Berlin, Verlag des Deutschen Ostbundes) genannt. Als Päd-a-goge und Volkserzieher hat er sich in den Dienst der sittlichen Erziehung, besonders der Ju-gend, gestellt, und außer einer Untersuchung über „Die seuerliche Not der Jugend“ (München, Universalverlag) einen Erziehungsroman ver-öffentlicht: „Menschen um 18“ (Barmen, Ver-lag des Westdeutschen Jünglingsbundes), der in der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen tief-gehende Wirkungen ausgelöst hat, wie es uns auch Fritz Braun in seinem Aufsatz über Lütke sagt. Auch seine Iyrischen und dramatischen Dichtungen sind der Heimat gewidmet, zumal die „Lieder eines Suchenden“ mit ihrem letzten Teil „Der Heimatssucher“, das Schauspiel „Grenz-wacht“, das 1914 an der Weichsel spielt, und dessen geplante Aufführung an drei Bühnen der Ostmark durch die Revolution verhindert wurde.

Franz Lütke ist Mitherausgeber der in Berlin erscheinenden Künstlerzeitschrift „Wach-feuer“ und Hauptchriftleiter der Monatschrift des Deutschen Ostbundes. Im Ostbundverlag gibt er außerdem die „Heimatbücher der Freien Ostmärkischen Volkshochschule“ heraus.

Von Kopernikus haben wir schon häufiger Beiträge veröffentlicht und auf seine Arbeiten hingewiesen. Ich mache hier auf seinen Roman „Delila und die Künstler“ aufmerksam. Kürz-lich hat er ein neues Drama „Der Sklave seines Ich“, das er ein patriotisches Nibelungen-lid nennt, beendet.

Bogumil Goltz ist uns kein Fremder. Sein Freund Ewald Silbester führte uns in den Monatsheften zu seinem Werk. Der in Thorn

am 12. November 1870 Verstorbene hat jahrelang selbst das Gut Lissowo bei Thorn bewirtschaftet und dort von 1847 seinen philosophischen und historischen Studien gelebt.

Mit Westpreußen eng verbunden ist der Verfasser unserer Literaturgeschichte (Verlag Kaspermann, Danzig), Bruno Pompeck. Eine schwere Erkrankung hemmt die Arbeitskraft dieses unermüdlischen Kämpfers für unsere Heimat, der lange Jahre in Graudenz lebte, und dem die Ostmark und damit auch das Reich großen Dank schuldet.

Buchbesprechungen

Bücher sind immer noch die wohlfeilsten Lehrer und Freudenmeister und der wahre Bestand hienieden für Millionen besserer Menschen. A. J. Weber

Franz Herwig: „Das Schlachtfeld.“ Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart 1920.

„Um den Tod auf dem Schlachtfeld bitten wir Dich, o Herr!“ Wie ein roter Faden ziehen sich diese, einem alten polnischen Gebete entnommenen Worte durch das ganze Buch. Es ist ein kluges, ernstes und nachdenkliches Buch, welches sich wohlthuend abhebt von all dem Verstiegene und Krankhaften, woran unsere heutige Literatur so reich ist. Mit der liebevollen Gründlichkeit eines Geschichtskenners und Geschichtsfreundes sucht der Dichter die Wurzeln völkischer Eigenart bloßzulegen. Gänzlich unparteiisch, völlig objektiv wird da das Problem der polnischen Volksseele behandelt, dieser Volksseele, die so buntschekig und vielfarbig ist, wie das oft geflickte Gewand eines Bettlers. Sicher würde kein Pole es je fertig bringen, so objektiv über Deutschland zu schreiben, so gerecht Licht und Schatten zu verteilen. Dennoch begrüßen wir es, daß sich der Verfasser von unterschiedsloser Verurteilung des polnischen Wesens fern hält. Sein Buch wird um so eher seinen Weg machen und dauerhafter und bleibender wirken — wie jede Wahrheit legten Endes über die Lüge triumphiert.

Die alte und die junge polnische Generation, gleichzeitig auch die Polen und die Deutschen, speziell Preußen als solche, werden hier gegenübergestellt. Alles, was an hohen und niederen Trieben, an Idealen, Hoffnungen und Befürchtungen im polnischen Volke gärt und lebt, erhält in den Gestalten des Romans eine lebenswarme und überzeugende Verkörperung. Viele sterben auf dem Schlachtfeld, auf dem geistigen Schlachtfelde der Menschheit, Opfer ihrer Ichsucht, ihrer Herzensträgheit, ihrer Irrtümer und Verworrenheiten. Religiöser und politischer, sozialer Fanatismus reichen sich die Hand. „Edel-anarchie“ und Schwärmer müssen ihre Schuld mit Leben oder Glück büßen. Wenige gehen stolz und gerade ihren Weg, kaum einer hält das Banner des Sieges in zitternder Faust. Mieschko stirbt als Spion unter den österreichischen Kugeln, sein Bruder, der Priester Julius Welonski, schafft in der Stille, verlassen und zäh, an der verwahrlosten Jugend Krakaus ein erhebendes Liebeswerk. Ihm gebührt die Krone, nicht jenen vielen, die blind sind für die Fehler ihres Volkes, das sie mit Pfaffen und Pfaueneitelkeit zu begeistern streben. Hin- und hergerissen, ehrlich strebend und suchend, dennoch

verworren und weglos, so steht Valerie Welonski inmitten, bis sie an der Seite eines Mannes — eines deutschen Mannes — Ziel und Aufgabe ihres Lebens erfährt.

Wolfgang Federau

Albert Nachtigal: „Freiheit.“ Berlin, Ferd. Dümmler, 1920.

In den zwölf Abschnitten dieses Büchleins lebt der Geist, den unser Volk zu seiner inneren Umkehr und Erneuerung so blutnötig hat: der Geist tiefen, sittlichen Ernstes, klarer Selbsterkenntnis, tapferer Zuversicht und warmer Frömmigkeit, die nicht kirchlich engherzig, sondern von der weltoffenen und gottinnigen Art eines Lagarde und Friedrich Naumann ist. — Vom Freiheitsstaumel nach der Revolution rebet der Verfasser zu uns, von der berechtigten Freiheitssehnsucht jedes selbständigen Menschen, von den zahllosen Bildern der Freiheit, die sich zwischen den Endpolen der Freiheit des sinnlichen Lebens und der Freiheit des Geistes bewegen, und von den niederbrückenden Erfahrungen des Lebens, daß wir auf Schritt und Tritt abhängig, gebunden sind. Das quälende Rätsel des Leidens wird in tiefgrabenden Ausführungen erörtert und die Lösung gefunden in der Erkenntnis, daß es uns notwendig ist.

„Der Mensch wird nie wahrhaft gedeihen, wenn ihm nicht beides, Licht und Dunkel, Glück und Leid widerfuhr. Denn erst durch Leiden kommt der Mensch zur Selbstbestimmung. Leid ist der große Reiniger und Erzieher der Menschheit. Seine Geißelhiebe haben schon manchen unbefugamen Willen gebrochen und ihn sich gefügig gemacht und dadurch schließlich in langer Erziehungsarbeit veredelt. Und wenn das nicht der tiefere Sinn alles Leidens ist, dann hat es überhaupt keinen.“ Erst wenn wir diese Erkenntnis erringen und entschlossen unser Leid auf uns nehmen als etwas, das sein muß, erst dann haben wir die rechte Stellung zum Leben gefunden und kommen voran und werden frei. Was aber allein uns die Kraft dazu verleihen kann, ist die Hinwendung zu Gott, der uns in gottinnigen, starken, idealen Persönlichkeiten nahetritt. — Die Aufsätze sind in klarer, anschaulicher, anfassender Sprache geschrieben: ein Stück praktischer Lebenskunde edelster Art.

R. Heuer-Thorn.

Hans Pflug: „Seine Auferstehung.“ Ein Roman. Erdegeist-Verlag, Leipzig 1921.

Dieser Roman, der auf 91 Seiten Not, Aufstieg, Herzenslust und -Leid des Dichters Will

Franke behandelt, hat einen sehr hellen, deutlichen Druck. Der Verfasser scheint trotz der — wie aus dem Anhang ersichtlich — bisher veröffentlichten drei Gedichtbände noch sehr jung und dieser Roman sein erstes Prosalbuch zu sein. Stil, Sprache, Aufbau, Mangel an Invention und Oberflächlichkeit verraten es in jeder Zeile. Wenig äußerer, noch weniger innerer Handlung — trotz des scheinbaren Psychologisierens. Das Buch erheit nicht, ergötzt nicht, erschüttert nicht. Es ist eines von den vielzuvielen, die dem Verfasser in erster Zeit Vergnügen bereiten, den Leser aber gar nicht berühren. Hastig hingeschrieben, farblos, unreif. Ohne besondere Spannung. Eine Notwendigkeit war dies Buch nicht. (Auf Seite 16 heißt es: „Will [der Vorname des Helden] würdigte ihn mit keinem Blick —“. Das ist nicht das beste Deutsch!) Will Franke stirbt gar nicht; wie kann Will Franke dann auferstehen?

Hermann Sternbach

Emil Hadina: „Lebensfeier.“ Neue Dichtungen. E. Staackmann Verlag, Leipzig 1921.

Emil Hadinas neues Gedichtbuch ist in Ton und Art so ganz anders als seine bisherigen Bände gewesen. Es ist ein Buch des Schmerzes und der Not, ein Buch, das sich mit seiner Zeit auseinandersetzt und zugleich dieser Zeit zu entkommen sich bemüht. Denn sie hat dem Menschen Hadina einen mächtigen, schmerzhaften Ruck veretzt. Was an Deutschland geschehen, ist an ihm geschehen. Eine grausam gedemütigte und zerfleucht Seele schreit aus fiesster Not zum Himmel, ruft Gott an, ringt um Erlösung. In Hadinas Verse ist eine Verzweiflung gebannt, die überquillt, die sich leicht vergessen kann und darum betet er voll heißer Inbrunst.

Daß Emil Hadina ein Dichter ist, zeigt auch dieses Buch. Doch dünkt es mir, daß in diesem Buch gerade mehr menschliche denn dichterische Werte liegen — was keineswegs eine Herabsetzung des Dichters bedeuten soll. Er ist vom mächtigen, reichverzweigten Baum, der Volk heißt, ein Zweig, dem sich alle Stürme und Wehen mitteilen, die um Stamm und Wurzeln rasen. Das Romantische kommt zum Durchbruch und mit ihm das Besiehende, das Hoffende, das die Seele selbst in Trauer noch aufschauend macht:

Unnahbar allem Trug der Zeit
Weißt du aus Gott und Ewigkeit,
Aus Traum und Lächeln dein Gewand,
Mein ewiges, mein deutsches Land.

(„Deutscher Sommer.“)

Ergreifendes in einfachen Worten; innige Ertrase ohne die Pose falscher Verklärung. Um manches Gedicht aus dem Zklus „Eros“ spinnt sich ein eigenartiger Zauber von romantischer Intimität („Blütenfest“, „Abend“, „Eine Nacht“), während im Zklus „Vom Leben und vom Tode“ neben Ernstem und Tiefem auch Banales steht und Alltägliches ohne Wirkung. (Eine Zeile wie diese: „Ich bin ein König, der mir selber singe —“ („Dichterabend“) sollte bei einem Dichter wie Hadina nicht vorkommen.)

Das Schönste aber, das Herzlichste bietet Hadina im Zklus „Erde“ und „Volk, Not und Glaube“. Dort ist Glut, Größe und Schönheit vereint mit einem lauternden Empfinden und ehrlichen Bekennen. All die Wunder der lieben, schönen Heimat Erde singen in den Strophen, eindrucksstark und bannend. Und trotz des schweren Schicksals, das über dieser Erde düstern lastet, wirken dennoch diese Sänge läuternd, erhebend, erhellend, zu Hoffnung und Sehnsucht hinüberleitend.

Ein gutes Buch; wahr in seinem tiefsten Wesen; frei von allem lärmenden Draufgängerum; einfach, echt und gebündelt. Und darum von Wert.

Hermann Sternbach

Eingegangene Druckschriften

(Besprechungen vorbehalten)

Richard Wagner: „Acht Monate in polnischen Gefängnissen“. Karl Moninger, Greifswald.

Adolf Eichler: „Das Deutschtum in Kongresspolen“. Auslands- und Heimatverlagsaktienges., Stuttgart.

Elsebeth Steinbisch: „Wanderung“. K. Thienemanns Verlagsbuchhandlung, Stuttgart. Geb. 16,50 M.

Dr. Paul Schiemann: „Das Fiasco der russischen Demokratie“. Verlag Karl Curtius, Berlin.

Wilhelm Mauerer, ein deutscher Erfinder, sein Leben an Hand seiner Briefe dargestellt von Max Ebell. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. Geb. 18 M.

Fritz Tögel: „Sonnenwärts“. Verlag Breithkopf & Härtel, Leipzig. Geh. 15 M.

Julius Havemann: „Dolores“. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

J. W. Brunier: „Das deutsche Volkslied“. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Geb. 8,80 M.

Hermann Dahl: „Verschlossene Welten“. Faustverlag, München.

„Erster Almanach des Volksverbandes der Bücherfreunde“. Verlag des Titels, Berlin.

„Verdäuligung“, Anthologie junger Lyrik, herausgeb. von R. Kasper. Rolandverlag, München. Geh. 25 M.

August Hauer: „Kumbuke“. D. mverlag, Berlin. Geb. 140 M. (Leinenband).

Will Desper: „Porzellan“. Verlag H. Haessel, Leipzig. Geh. 30 M., geb. 35 M.

Lucien Price: „Unsterbliche Jugend“. Verlag S. E. Habel, Regensburg. Geh. 16 M.

Gutli Allen: „Die Mutter“. Wir-Verlag, Berlin.

Bernhard Hülbermann: „Al ert Ballin“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geb. 65 M.

Wilhelm Stählin: „Sieber und Feil in der Jugendbewegung“. Hanseatische Verlagsbuchhandlung, Hamburg.

Otto Stiehl: „Der Weg zum Kunstverständnis“. Vereinig. wissenschaftl. Verl. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Paul Natorp: „Stunden mit Rabindranath Tagore“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Else Nonne: „Gebichte“. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Paul Feldkeller: „Graf Kennerlinghs Erkenntnisweg zum Ueberfünftlichen“. Verlag Otto Reichl, Dampstadt.

Paul Enderling: „Stürme in der Stadt“. Verlag August Scherl, Berlin. Geh. 22 M., geb. 30 M.

Hans Brand: „Das Gloschenbuch“. D. lphinverlag, München.

H. E. Jakob: „Der Tulpenfreund“. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin. Geh. 15 M., geb. 21 M.

Walter Clafen: „Die Germanen und das Christentum“. Hanseatische Verlagsanstalt A.G. Hamburg. Preis geh. 16 M.

Der Verfasser, welcher sich zur Aufgabe gemacht hat, in einer Reihe von Hefen, deren dieses das vierte ist, das Werden unseres Volkes darzustellen, verfügt über die seltene Kunst, uns Geschichte erleben zu lassen. Er gibt nicht eine trockene Aufzählung historischer Daten, sondern er durchdringt die Vergangenheit unseres Volkes nicht nur verstandesgemäß, sondern auch seelisch. Und so gelingt es ihm, in dem Leser das Verständnis zu wecken für die großen Zusammenhänge und für die allmähliche, innere Entwicklung eines Völkerstammes, aus dessen Ausgangspunkt wir Gegenwartsmenschen stehen — nicht fremd und bindingslos wie ein vom Winde umhergetriebenes Blatt, sondern Produkt einer durch Jahrhunderte und Jahrtausende gehenden Entwicklung. So mag auch dieses Buch seinen Teil dazu beitragen, einem halt- und richtungslos gewordenen Volke ein fast verloren gegangenes Gefühl wiederzugeben: die Ehrfurcht vor der Geschichte, die Ehrfurcht vor dem Gemeinen.

Wolfgang Federau

Alfred Katschinski: „Die zweite Heimat“. Ein Seitroman aus dem Memelland. Berlin 1921, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

Was der Verfasser unter der „zweiten Heimat“ verstanden wissen will, läßt er den rückgratfesten Kreischulininspektor von Mühlen aussprechen: „Wo wir uns mit beiden Füßen auf unsere deutsche Erde stellen, nachdem wir im Elternnest flügge geworden sind; wo wir durch eigene Arbeit und Liebe mit unserer deutschen Erde zusammenwachsen, da ist unsere eigene und rechte, unsere zweite Heimat!“ Die erobert sich der Held des Romans durch unentwegte Arbeit in seinem Berufe als Landwirt und durch rücksichtslose Selbsterziehung. Vom Knecht zum Herrn; denn wer nicht dienen gelernt hat, kann nicht befehlen. Schwere Stunden erlebt er, deren Folgen ihn fast zugrunde gerichtet hätten, aber sein Ziel hält ihn, der Schwur, den er seinem toten Vater geleistet, seine Familie hoch zu bringen. Der Grund und Boden, den er sich durch treueste Pflichterfüllung schafft, ist Stück für Stück durch feste Anspannung aller seiner körperlichen und geistigen Kräfte erworben; so erst gehört er ihm ganz. „Dazu ist der Mensch geboren, daß er als Herr seine Umwelt formt.“ „Liebe und Arbeit an dem uns gegebenen Plaz für Volk und Heimat! Das ist unser Ziel!“ Auf seinem Gut im bedrohten Memelland will er trotz Einsamkeit und Unsicherheit mit Liebe und Arbeit den Heimatlosen, vom deutschen Mutterlande Abgetrennten, dienen, gereiht vor jedem Knecht. „Aber denen, denen nicht anders beizukommen ist, will ich auch meine deutschen Zähne zeigen. Vater, dein Junge steht fest und hält seinen deutschen Außenposten, wo er seine Heimat fand!“ — Ein großan-

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

3. Jahrgang

April 1922

Inhalt des 1. Heftes:

	Seite
Carl Lange: Einführung	1
Gustav Roethe: Meine Vaterstadt Graudenz mit 3 Bildern	2
Bruno Pompecki: Weichselgrüße	8
Bernhard Schmid: Der Graudenzler Altar in Marienburg mit 4 Bildern	9
Elisabeth Siewert: Ohne Namen	13
Paul Fischer: Graudenz und die feste Courbière mit 3 Bildern	14
Eisbrecherdampfer auf der Weichsel bei der preussischen Strombauverwaltung mit Bild	18
Franz Lüdke: Abend an der Weichsel	18
Paul Fischer: Roggenhausen mit kleinem Meßailonbild	19
R. Heuer: Der landschaftliche Charakter der Thorner Gegend mit Bild	20
Felix Dargel: Mascha	21
Immanuel: Geschichtliche und persönliche Erinnerungen an Thorn mit 7 Bildern	22
Die St.-Johannis-Kirche zu Thorn mit Bild	28
Richard von Schaukal: Bogumil Goltz	29
Kopernikus: Aphorismen zur Kunst	31 und 32
Felix Dargel: Krakowak	32
Hans Kjer: Abendstimmung am Fluß	32

Rundschau:

Paul Ostwald: Thorns Bedeutung als Handelsstadt zur Ordenszeit	33
Hermann Rausching: Deutsche Heimatbildung und Deutschkunde in Polen	35
Reinhold Heuer: Der Thorner Artushof	37
Franz Lüdke: Kindheits Erinnerungen an Graudenz	38
Paul Fischer: Aus Fritz Reuters Festungszeit	38
Reinhold Heuer: Das geistige Leben Thorns	40
Fritz Braun: Franz Lüdke	41
Julius Kohle: Die historische Gesellschaft für Posen	42
Kopernikusfeier in Thorn	43
Carl Lange: Von unseren Mitarbeitern	44
Buch besprechungen	45—48

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz vom 19. Juni 1901)

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1922

Verlag: Georg Stilke, Danzig-Berlin

Für die Schriftleitung verantwortlich:

Carl Lange, Oliva b. Danzig, Albertstraße 9

Druck von J. S. Preuß, Werkstätten für Buch- und Kunstdruck,
Berlin S. 14, Dresdener Straße 43

Gewissen

Für den Ring herausgegeben von Ed. Stadler

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift
der Jungen in der Politik
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das

jetzt im
**„Gewissen“
3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den
**Deutschen Ring
der nationalen Volksgemeinschaft.**

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öffentliche Schäden und Schädlinge, gegen Fremdherrschaft und Schiebertum. Der Ring vertritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: Eduard Stadler

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:

Moeller van den Bruck, Albert Dietrich, Heinrich von Gleichen, Max Hildebert Boehm, Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich, Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Böhmer, Paul Fechter, Heinz Braunweiler, Franz Röhr, Karl Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert Vögler, Reinhold Georg Quaat, Georg von Tschurtsenthaler, Wilhelm von Kries, Walther de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich Herrfahrdt, Walter Croll, Hermann Zickert, Hans Gerber.

Schriftleiter: Werner Wirths.

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,— durch den Verlag, im Postbezug M. 9,— vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pfg. Die Jahresbezieher gehören zum Ring und haben Anspruch auf Werbeprämien aus der Ringbücherei.

Probenummern unentgeltlich durch:
**Verlag „Gewissen“ Berlin W30
Motzstraße 22**

Bestellungen mittels Zahlkarte auf
Postscheckkonto Berlin Nr. 81654

gelegtes, bis zum Ende klar und fesslend durchgeführtes Werk, voll flammender Heimatliebe und -treue. Der Roman heimelt besonders durch die Echtheit der Farben an, mit denen ostpreussische Eigenart gemalt ist; ganz vortrefflich gelungen ist ja der prächtige Oberinspektor Warnat, ein ebenso gebigener Charakter wie tüchtiger Landwirt. Nur ein Stört doch die Harmonie des Ganzen, das tragische Geschick der Eva von Stolten. Und hiermit wende ich mich nur an den Künstler. Solche kraftvollen Naturen wie diese Eva (wenn sie der Künstler erlebt und Zug für Zug nachschafft) sind nicht dazu da, daß sie von jedem hergekauften Menschen „verpeffet“ werden; die müssen der Nachwelt erhalten bleiben, damit ihre geschlossene Persönlichkeit weiter wirkt. Dem Künstler ist nun wirklich einmal „der Menschheit Würde in die Hand gegeben“. Er soll sie bewahren. Johannes Dziubiella

Magda Gieß: „Maljaba“. A.-B. für Druck und Verlag Fritz Würz, Berlin. Preis in Steifdeckel 5 M.

Seit Arno Holz und seiner Revolution der Lyrik haben sich die früher so deutlichen Grenzen zwischen gebundener und ungebundener Rede in zunehmendem Maße verwischt und verschoben. Kaum ist man noch imstande, den Begriff „Gedicht“ zu definieren, täte man's in dem früheren Sinne, so würde von der modernen deutschen Literatur wenig genug für diesen Zweig der Dichtkunst übrig bleiben. So verläßt man sich auf sein persönliches Empfinden, und da der Bau der Strophen, der Rhythmus und der Gleichklang, der Reim, keinen festen Anhaltspunkt mehr geben, so legt sich das Schwergewicht aller kritischen Bewertung mehr und mehr auf den Inhalt, auf den Gedanken, während der Form notgedrungen weniger Beachtung geschenkt wird. Ist doch viel zu häufig das hervorstechendste Charakteristikum an der Form unserer modernsten Lyrik ihre vollkommene Formlosigkeit.

Unter diesen Einschränkungen muß man an die Wertung der Dichtungen von Magda Gieß herangehen. Zweifellos sind es keine Gedichte, eher ganz kurze Skizzen, Stimmungsbilder. Kleine, abgegriffene Techniken in der sprachlichen Gestaltung, ein gewisser Parallelismus der Glieder, Umstellung von Subjekt und Prädikat und ähnliche Nützchen können an dieser Feststellung nichts ändern. Es ist eine unpersonliche, erkünstelte Darstellung von Menschen und Dingen, die sich in möglichst extravaganter und glühenden Bildern versucht, die nach Effekten giert, ohne sie doch zu erzwingen. Das Ursprüngliche, vom Herzen Strömende und daher Ueberzeugende aller echten Lyrik fehlt vollkommen — man denke, wie etwa Silencron den Gedanken „Als wir Kinder waren“ dichterisch gestaltet hätte, und man wird erkennen: Magda Gieß mag zart und empfänglich und nicht ungeschickt sein — zu unseren Dichtern gehört sie nicht.

Wolfgang Federau

Schriftenreihe der Preussischen Jahrbücher

Nr. 1 **Der Weltkrieg und seine Probleme**

Rückschau und Ausblick
von **Wilhelm Groener**,
Generalleutnant z. D.

Inhalt: 1. Der politische Gedanke vor dem Kriege. 2. Graf Schlieffen und der operative Gedanke. 3. Die staatsmännische Führung im Kriege. 4. Der politische Gedanke und die Kriegführung. 5. Volkswirtschaft und Kriegführung. 6. Die englischen Waffen. 7. Die Kriegskonjunktur. 8. Der wirtschaftliche Durchbruch. 9. Millionenheere und Technik. 10. Die feindliche Führung. 11. Der Schlussakt. 12. Nemesis.

Preis brosch. Mark 14.—, geb. Mark 20.—

Nr. 2 **Ostasiatische Pilgerfahrt**

Aus dem Tagebuch einer Reise
nach China und Japan 1908/09
von **Gerhard von Mutius**

Inhalt: Vorwort. — Reise nach China. — Reise nach Japan. — Gedanken über die Japaner. — Gedanken über japanische Kunst.

Preis brosch. Mark 10.—, geb. Mark 17.50

Nr. 3 **Die Zukunft der oberschlesischen Wirtschaft**

Eine Kritik der politischen Propaganda
von **Dr. Walther Schotte**,
Herausgeber der preussischen Jahrbücher
Mit 2 farbigen Karten

Inhalt: 1. Die politische Propaganda. 2. Missbrauch deutscher Denkschriften durch die politische Propaganda. 3. Oberschlesiens geographisch-wirtschaftspolitische Lage. 4. Das oberschlesische Kohlenproblem. 5. Die oberschlesische Erzversorgung, noch eine politische Polemik gegen Keynes. 6. Die oberschlesische Rohisenproduktion in ihrem Verhältnis zu Deutschland und Polen. 7. „Wer ernährt Oberschlesien.“ 8. Oberschlesiens Import und Export. 9. Der Organisationszusammenhang der oberschlesischen und deutschen Wirtschaft. 10. Deutschlands Anspruch auf ein einheitliches Oberschlesien.

Preis Mark 12.—

Nr. 4 **Pessimismus?**

von **Oswald Spengler**

Die kleine Schrift ist in höchst lebendigen, reizvollen Auseinandersetzungen mit den Zeitproblemen und einer hellen Beleuchtung seiner daraus erwachsenden Philosophie eine wahrhaft außerordentliche Interpretation von Spenglers Werk und stellt daher die unentbehrliche Ergänzung zum „Untergang des Abendlandes“ dar.

Preis Mark 4.—

Nr. 5 **Bachs „Chromatische“**

von **Dr. Heinrich Sitte**,
Professor in Innsbruck

Inhalt: Einleitung. Thallo. Auxo. Carpo.

Preis Mark 18.—

Nr. 6 **Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik und der Ausgang des Mittelalters**

von **Dr. Heinz Heimsoeth**,

a.o. Professor der Philosophie an d. Universität Marburg

Inhalt: Einleitung: Der Beginn der Neuzeit in der Philosophie. 1. Gott und Welt; die Einheit der Gegensätze. 2. Unendlichkeit im Endlichen. 3. Seele und Aussewelt. 4. Sein und Lebendigkeit. 5. Das Individuum. 6. Erkenntnis und Wille.

Preis Mark 100.—

Nr. 7 **Bismarcks Stellung zum christlichen Staat**

von **Dr. Carl Schweitzer**

B's Frömmigkeit trägt ausgesprochen lutherisches Gepräge und weist sich von vornherein seiner quietistischen politischen Umgebung überlegen. Seine ersten Bekenntnisse zum christlichen Staate, die mit der Theorie Stahts verwandt sind, insoweit dieser mit Hegel übereinstimmt, zeichnet ein eigentümlich Bismarckscher christlicher Realismus aus; ein Christentum nicht über, sondern im Staate, der die Aufgabe hat, das Christentum zu verwirklichen, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht; im Mittelpunkt: das Gottesgnadentum gerade des konstitutionellen Königs. Diese ersten Bekenntnisse werden als Programm auch für die gesamte spätere Bismarcksche Politik erwiesen.

(In Vorbereitung)

Nr. 8 **Deutschlands Bündnispolitik**

Betrachtungen zu den Memoiren des
Freiherrn von Eckardstein

von **Dr. Maximilian von Hagen**

Der Verfasser gibt in knappstem Rahmen einen lückenlosen Überblick über das kunstvolle Bismarcksche Bündnisystem. Er bespricht weiter die politische Lage, die für den „neuen Kurs“ entstand, und besonders ausführlich die Frage der englischen Bündnisangebote.

Preis Mark 2.50

Nr. 9 **Der ehemalige Kronprinz als Politiker**

von **Dr. Friedrich Thimme**

(In Vorbereitung)

Nr. 10 **Zur Psychologie Frankreichs**

von **Otto Grautoff**

Preis Mark 21.—

Berlin NW 7, Dorotheen-
Str. 66/67

Georg Stilke Verlag



*Spezialhaus
für Damen-
und Kinder-
Konfektion*

L. Murzynski

Inh: Wilhelm Troschke
DANZIG

Gr. Wollwebergasse 6-8